Pantheon berühmter und merkwürdiger Frauen

Christian August Vulpius



MARIA STUART.

Pantheon
berühmter und merkwürdiger
Frauen.

Erster Theil.



Leipzig,
bei Caspar Fritsch
1809.

Vorrede.

Es ist nicht die Sache der Lesewelt, die Geschichtbücher, große Sammlungen weit ausgesponnener Biographien, oder einzelne Lebensbeschreibungen von mehrern Bänden zu durchlesen, die gesuchte Unterhaltung geht verloren in einem Strome von Nebenumständen, über welche nicht selten der Held oder die Heldin selbst dem Auge entschwindet; ja, es giebt sogar Biographien, in welchen der Hauptgegenstand zur Episode wird.

Die wichtigsten Lebensmomente, die bedeutendsten Ereignisse einer Biographie zur

Schnur gereiht, die einzelnen erheblichen Parthien derselben zu einem Gemälde vereiniget, dieß ist die Ansicht, nach welcher der Lesewelt das gegeben werden soll, was ihr in gegenwärtiger Sammlung gegeben wird. Es wird so seyn, wie sie es — wenn nicht Erfahrungen trügen, — zu sehen, zu lesen und zu haben wünscht. Und ist dem so, wozu mehrere Worte?

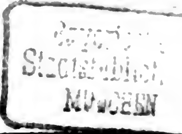
Es liegt in dem Wenigen, was hier gesagt wird, und gesagt werden konnte, die einzig reine Ansicht der ganzen Sammlung, deren Erweiterung von dem Beifalle eines gewählten Publikums abhängt, womit dieselbe beglückt wird.

Geschrieben am Lucientage 1808.

Biographisches Verzeichniß des ersten Theils.

B o a d i c i a

Königin der Icenier.



Die Raubsucht der Römer, die ihre Cohorten in die unwirthbaren Wälder der freien Germanen trieb, jagte sie auch über's Meer, Fesseln zu schmieden für die streitbaren Britanen, da sie, selbst unterjocht, neidisch, kein glückliches Volk mehr wissen mochten. Von Nero, der Geissel der Menschheit, beherrscht, gaben die Römischen Soldaten einigen Distrikten Britanniens Gesetze, an ihrer Spitze den getreuen Vollzieher der Imperatorischen Befehle, Suetonius Paulinus, der als Statthalter sich dort unvergeßlich zu machen suchte; was ihm auch gelang.

Eben hatte er den Entschluß gefaßt, sich der Insel Mona (jetzt Anglesey genannt) zu bemächtigen, und setzte auf flachen Fischer-Boten seine Soldaten über's Meer. Am Ufer standen die Inselbewohner in Schlachtordnung,, die Feinde zu empfangen. Mit fliegenden Haaren, bewaffnet mit Feuerbränden, umliefen die Weiber die gerüsteten Schaaren, die Druiden fluchten den Römern, und stimmten an die muthbelebenden Schlachtgesänge:

Weit her, über's Meer,
beherrscht von der Geissel,
treibt Raubsucht die Feinde
an's Eiland heran.
Ergreifet die Schwerter,
die treffenden Pfeile,
und spannet die Bogen,
Bewohner von Mona,
gerüstet zum Streit!

Die Opferaltäre flammten, die Hörner ertönten, die Waffen erklangen; das laute Kriegsgeschrey durchdrang die Lüfte: „Zum Kampfe! zum Kampfe!“

Betroffen staunten die Römer die muthigen Schaaren an, betäubt von dem Getümmel und Waffengeräusche, das ihnen entgegen rauschte, bald aber faßten sie sich wieder, erstiegen das Ufer, und eine allgemeine Niederlage der Inselbewohner endete eine blutige Schlacht. Sie zerstreuten die einzeln fechtenden Schaaren, und waren in einigen Tagen Herren des bluttriefenden Eilandes.

Der Anführer der Sieger gab Befehl, die Opferhaine umzuhauen, die Altäre und Wohnungen der Priester der Besiegten und die heiligen Grotten verehrter Wahrsagerinnen zu zerstöhren. Seine Götter allein, meinte er, wä-

ren werth, anbetend verehrt zu werden, und dankend opferte er seinen vergötterten Heroen, indem er die Denkmäler der Helden der Insel Mona niederriß.

Wie ihn nun diese glänzenden Unternehmungen beschäftigten, erhielt er eine Botschaft, die ihn nöthigte schnell nach Britannien zurückzukehren, seine dort zurückgelassenen Soldaten zu retten.

Prasutagus, König der Icenier, war eben gestorben, und die Schatzmeister des Kaisers Nero bemächtigten sich mit gewohnter Raubgier seiner Verlassenschaft. Vergebens that Boadicia, des Königs Wittwe, die nachdrücklichsten Vorstellungen, vergebens berief sie sich auf ihres Gemals Testament, man achtete nicht darauf, und überhäufte die unglückliche Königin noch mit den ausgesuchtesten Kränkungen und Beschimpfungen.

Boadicia ertrug diese Behandlung nicht gelassen. Sie sprach laut von Gewissenlosigkeit und Raubsucht der Römer, und drohte sich zu rächen. Sogleich wurde sie ergriffen, mit Ruthen öffentlich, wie die gemeinste Verbrecherin ausgestrichen, und ihre Töchter wurden auf das schändlichste von den übermüthigen Kriegsknechten behandelt.

Dieses schändliche Benehmen empörte die Gemüther der wackern Icenier. Wie auf einen allgemeinen Aufruf, griffen alle zu den Waffen, und ihre Nachbarn vereinigten sich mit ihnen zur Rache gegen die allgemeinen Feinde. Rachglühend trat die hochherzige, so schändlich beleidigte Königin Boadicia, an die Spitze der Bewaffneten, sprach von dem, was sie erlitten hatte, entflammte den Muth der Gerüsteten zur Wuth, und brach, wie ein verheerender Orkan mit Blizzesschnelle in die zerstreuten Colonien der Römer ein.

Ueberstiegen wurden die schützenden Wälle, und die schrecklichste Rachgier brach ein in die befestigten Städte. Was das Schwert fand, fiel unter seiner Schärfe, und entfesselt tobte die Mordsucht unter den gehaßten Feinden.

Die Veteranen zu Colchester flohen in einen Tempel, und wurden mit demselben von der Königin erbitterten Schaaren verbrannt. Nicht einer der Feinde, den die Waffen der Sieger erreichten, entging dem Tode, und 70,000 Römer fielen unter dem Schwerte, wurden verbrannt, ersäuft, erschlagen und erdrosselt.

Dieß war die Botschaft, die Suetonius Paulinus auf der Insel Mona erhielt, als er

dort gegen die Besiegten, gegen ihre Haine, Tempel, Altäre und Götter wüthete.

Eilig verließ er Mona, setzte nach Britannien über, und ging dem Heere entgegen, welches Boadicia und ihr Feldherr Venutius gegen ihn in's Treffen führten. Die neunte Legion wurde geschlagen; und die zweite Legion wagte es nicht, dem Feinde entgegen zu treten. Paulinus wurde genöthiget auf Sicherheit zu denken, und zog sich nach London.

Da er aber erfuhr, daß eine Colonie nach der andern von dem Feinde genommen wurde, mußte er, um die übrigen zu retten, wieder ins Feld rücken. Fern war die Hülfe, die Gefahr in der Nähe, Alles mußte gewagt werden. Sieg oder Tod war das unvermeidliche Schicksal, welches jetzt der Feldherr mit dem letzten Römischen Heere in Britannien erwarten mußte. Paulinus rückte also dem Feinde entgegen in eine Ebene, umzogen von dichten Wäldern, die ihn gegen einen Ueberfall deckten, redete seine Soldaten an, erinnerte sie an ihre Thaten, und legte, wie er sagte, ihr Schicksal und ihre Ehre ihrer Tapferkeit in die Hände, indem er schloß:

„Laßt uns fechten wie Römer, und sterben auf unsern Waffen, oder siegen. In der Flucht entrinnt keiner dem Tode; nur in geschlossenen Gliedern können wir das Leben erfechten, nur vereint sind wir stark, und wer nicht Muth hat, sich zu schlagen, verliert, was er zu erhalten wähnt, qualenvoll, unter Feindes Händen. Ihr seyd Römer, seyd Soldaten, und die Feinde, gegen die ich euch führe, sind zusammengeraffte, schlecht bewaffnete Haufen, die ein Weib anführt. Weiber verstärken die Anzahl des Heeres, welches gegen uns steht; wollt ihr diese fürchten?"

„Wir wollen fechten!" — schrieen die Soldaten, und der Feldherr führte sie in die Schlacht.

Boadicia aber bestieg ihren Wagen, und neben sich ihre Töchter, durchfuhr sie die Reihen ihrer Streiter, stellte sich an die Spitze des Heeres und sprach:

„Nicht zum erstenmal, ihr Tapfern, führe ich euch zum Siege, nicht zum erstenmal folgt ihr mir in die Schlacht. Siegreich war't ihr bis jetzt immer, und siegreich werdet ihr bleiben. Wir fechten nicht, wie jene Räuber, die gegen uns stehen, um Gewinn und Beute,

wir wagen nicht unser Blut für elendes Metall; wir haben die Waffen ergriffen für Recht und Freiheit, uns von schändlichen Gewaltthätigkeiten zu befreyen, und unsere Unterdrücker zu vernichten. Was mich betrifft, zum Throne geboren, wißt ihr alle, welche schändliche Behandlung ich erfahren habe, und ihr wißt, was meinen Töchtern, den Töchtern des Königs der Icenier, wiederfahren ist. Diese Schändlichkeit hat die Menschen empört, hat die Götter beleidigt. In unsere Hände haben die Allwaltenden die Feinde gegeben, ihre verwüsteten Colonien dampfen, zwei ihrer Legionen sind vernichtet, die andern stellt der Feldherr mit klopfendem Herzen euch entgegen. Ihr werdet sie schlagen und euerm Vaterlande die Freiheit erkämpfen. Auf! folgt mir in die Schlacht!"

Sie ergriff die Zügel der Rosse mit der Linken, und ihre Rechte schwang hoch den drohenden Speer. Der Wagen rollte vorüber, der Speer der Königin flog gegen die Feinde, das Zeichen zum Angriff war gegeben, die Hörner erklangen, die Druiden traten in die Reihen, der Schlachtgesang ertönte:

Auf! gegen die Feinde!
Erschlaget die Räuber,

vernichtet die Schaaren
der schändlichen Brut!
Die Götter verheißen
den Tapfern den Sieg.

Nun begann die Schlacht. Mit Muth und Erbitterung fochten beide Heere, und ungewiß wankte der Sieg lange Zeit. Bald glaubten die Römer, bald die Britten zu siegen; man wich, und kam zurück. Ueberall fand das Schwert das Schwert; Leichen sanken auf Leichen, und mit Menschen und Waffen war das Schlachtfeld bedeckt. Endlich gelang es der Römischen Reiterei, das Heer des Feindes zu durchbrechen; dennoch wurde noch hart gefochten, selbst im Zurückweichen. Gegen Abend aber wurde die Flucht allgemeiner, und die Römer behaupteten als Sieger das Schlachtfeld.

Boadicia entkam dem Feinde. Ihre Rosse trugen sie zum geheiligten Haine. Sie sprang vom Wagen, eilte in den Hain, sank matt und entkräftet an einem Altare nieder, rief tiefaufstöhnend die rächenden Götter an, und stieß sich den Dolch in die hochaufklopfende Brust, ihr Unglück nicht zu überleben.

Jeanne d'Arc.

Zu Domremi an der Mosel von Landleuten geboren, wuchs Jeanne d'Arc bey der Heerde und im stillen, thätigen Landleben heran. Wohlgebildet, stark, in voller Gesundheit, mit einem guten, natürlichen Verstande begabt, erreichte sie ihr neunzehntes Lebensjahr, als sie sich selbst auf einen Schauplatz stellte, auf welchem die allgemeine Verwunderung sie erblickte.

Unter dem schwachen König, Karl dem Sechsten von Frankreich, hatten die Engländer sich beinahe seines ganzen Königreichs bemächtiget, und nach seinem Tode den jungen Englischen Prinz Heinrich zum König erklärt, und den Dauphin, der nachher unter dem Namen Karls des Siebenten regierte, genöthiget, sich nach dem mittäglichen Theile seines Reichs zu flüchten, wo er nur noch wenige Städte, unter denen auch Orleans war, sein nennen konnte. Diese wichtige Stadt wurde aber

auch jetzt von Engländern belagert, welche ihre Uebergabe stündlich erwarteten.

Da fand sich Jeanne *) bei Robert Baudricourt, dem Gouverneur von Vaucouleurs, ein, und sagte ihm: sie sey von Gott gesandt, Orleans zu entsetzen, und den von den Engländern so hart bedrängten König Karl zu Rheims krönen zu lassen. Baudricourt sah sie lächelnd an, sie aber fuhr ganz ernsthaft in dem, was sie gesagt hatte, fort:

„Ja, ja, mein Herr! Ihr sollt es wissen, und ich wiederhole es, daß ich von Gott Befehl erhalten habe, dem bedrängten edlen Herrn **) Hülfe zu leisten, welcher der rechtmäßige König von Frankreich ist und bleiben soll. Orleans durch mich zu entsetzen, hat mir Gott verheißen, und führen soll ich den Dauphin nach Rheims, ihn daselbst zum König krönen zu lassen."

„Du sprichst im Traume!" — sagte Baudricourt, und wendete sich von ihr.

Vergebens nahten sich ihr zudringlich die Soldaten, mit allem ihnen eigenen Muth-

*) Zu Ende des Hornungs im Jahr 1429.

**) „Le gentil Dauphin."

willen; Ehrfurcht flößte ihr Betragen ihnen ein, und mit Bewunderung staunten sie die entschlossene Jungfrau an.

Sie ging zum zweitenmal zu Baudricourt, und redete ihn an:

„Zu lange wartet Ihr, dem Dauphin mich zu senden. Er hat heute bei Orleans viel verloren, und größer noch wird sein Unglück werden, wenn Ihr länger zaudert, mich zu ihm bringen zu lassen."

Der Dauphin hatte eben, als sie dieses sprach, bei Orleans eine Schlacht verloren.

Als Baudricourt nach einigen Tagen davon die Nachricht erhielt, wurde er aufmerksamer auf das, was Jeanne sagte, und entschloß sich sogleich, sie in's Lager zu schicken. Auf ihr Verlangen gab er ihr Mannskleider, Waffen, und ein Roß; zwei Offiziere mußten sie begleiten.

So viel auf diesem Wege auch zu befürchten war, da sie denselben durch manche von dem Feinde besetzte Stadt nehmen mußten, so legten sie ihn dennoch unaufgehalten zurück, und kamen glücklich zu Chinon an, wo damals der König sich aufhielt.

Auf Baudricourts Bericht erwog der König, was zu thun sey, mit seinen Räthen. Diese besorgten den Spott der Feinde, und wollten anfangs die Sendung des Mädchens nicht anerkennen. Nach und nach aber wurde der Vorfall genauer überlegt, und so wunderbar befunden, daß man doch für gut fand, sie dem Könige vorzustellen.

Dieser hatte sich ganz gewöhnlich gekleidet und unter die Hofleute gemischt, um desto weniger erkannt zu werden. Jeanne aber ging, als sie in den Saal trat, gerade auf ihn zu, grüßte ihn, und sprach:

„Von Gott bin ich gesandt, mein edler Dauphin! Mein Name ist Jeanne, die Jungfrau. Entsetzen werde ich Orleans, und nach Rheims Dich führen zur Königskrönung."

Diese Zuversicht und Gewißheit, mit der sie unter allen den König fand und anredete, machte ihn und die Anwesenden bestürzt. Alle Fragen, die man an sie that, beantwortete sie so verständig, frey, offen, und ohne Bedenklichkeit, daß die Verwunderung immer höher stieg. Viel wurde über die Aechtheit ihrer Sendung mit ihr gesprochen, und sie erwiederte ganz kurz:

„Gott hat mir's offenbart, Gott hat mich abgesandt; ich rede, was er mir in den Sinn giebt."

Nach mehrern ihr gemachten Einwendungen und an sie gethanen Fragen, sagte sie endlich, sie wolle dem König etwas sagen, das er gethan habe, und wovon niemand, als er, etwas wisse. Dieß that sie, und der König gestand, was sie ihm gesagt habe, sey wahr.

Er zweifelte nun nicht mehr an ihrer Aufrichtigkeit, sendete sie aber dennoch an sein Parlement nach Poitiers, wo sie mit Fragen bestürmt wurde, welche sie aber alle mit einer Festigkeit, Bestimmtheit und Geradheit beantwortete, daß die Herren betroffen ausriefen:

„Hier ist Verstand und Klugheit! Das alles nimmt sie nicht aus sich selbst."

Nun wurde der Entschluß gefaßt, sich ihres Anerbietens zu bedienen. Man hatte eben viel Proviant zusammengebracht; diesen sollte sie nach Orleans bringen. Sie gab dem König die Versicherung, dieß werde geschehen. Doch verlangte sie eine Rüstung, und ein Schwert, welches in einem Grabe in der Katharinenkirche, welches sie bezeichnete, liegen sollte. Das Grab wurde geöffnet, und das Schwert

zum Erstaunen aller Anwesenden in demselben gefunden. Sie wappnete sich vom Fuße bis zum Scheitel, so kundig und gewandt, als habe sie stets Waffen getragen, bestieg ein Roß, tummelte dasselbe mit einer Geschicklichkeit umher, die jeden, der es sah, in Verwunderung setzte, schwang das Schwert, und rief:

„Mir nach! Mir nach! Gott ist mit uns, und Orleans wird entsetzt.“

So zog sie nach Blois. Hier ließ sie sich eine weiße Standarte machen, in welcher Gott mit der Weltkugel prangte, hob sie hoch, und rief mit Begeisterung aus:

„Gott giebt uns Sieg!“

Nun ließ sie an den Englischen General ein Schreiben abfertigen, in welchem sie ihm sagte: sie sey von Gott gesandt, und komme, Orleans zu entsetzen, und die Engländer aus Frankreich zu vertreiben. Die Aufschrift des Briefes, welchen sie, da sie selbst weder lesen noch schreiben konnte, dictirte, war:

Höret die Stimme Gottes und der Jungfrau, an den Herzog von Bedford, der sich Regenten von Frankreich nennt.

Die Engländer aber lachten, und meinten, es müsse sehr schlecht um den Dauphin stehen, da er sogar beherte Mädchen aufraffe, sie in's Feld zu stellen, und Orleans wurde von Tage zu Tage immer härter beängstiget.

Jetzt stellte sich Jeanne an die Spitze von den 12000 Mann, die den Proviant nach Orleans bringen sollten, wo man schon viel von der wunderbaren Heldin vernommen hatte. Als daher die Nachricht ankam, sie rücke mit Entsatz herbey, war die Freude in der Stadt sehr groß.

Graf Dunois, der Bastart des Herzogs von Orleans, Commandant der Stadt, that einen Ausfall, und der Proviant wurde in die Stadt gebracht. Jeanne stellte sich nun selbst den Engländern entgegen, nahm ihnen eine Schanze nach der andern ab, und nöthigte sie endlich, die Belagerung aufzuheben. Die aufgeführten Werke der Engländer, aus welchen sie die Stadt beschossen, wurden zerstört, und die Siegerin hielt triumphirend, unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute aller Glocken, ihren Einzug in Orleans. Die Einwohner zogen ihr mit Kränzen und Fahnen frohlockend entgegen, und schrieen:

„Gegrüßt und gelobt sey die Jungfrau, die da kömmt im Namen des Herrn!"

Zwar verwundet in dem letzten Gefechte, hatte Jeanne dennoch ihr Roß bestiegen, und gute Pflege und Wartung stellten sie bald wieder her. Sie eilte in den Dom, warf dankend sich am Hochaltare nieder, rief aus:

„Vollende, Herr! was du begonnen!" und alles Volk sprach: Amen!

Der Jungfrau That erwarb ihr ein so hohes Ansehen, und gab ihr eine solche Gewalt, daß man alles auf ihren Ausspruch und ihre Anordnung ankommen ließ. Zum ewigen Andenken der Befreiung der Stadt wurde ein Jahrfest gestiftet, und die Heldin wurde von der Zeit an, als sie die Stadt nach einer siebenmonatlichen Belagerung entsetzte, La Pucelle d'Orleans genannt. Und weil Orleans unter den wenigen Städten, die der König noch inne hatte, die wichtigste war, so wurde die Befreiung derselben als die Rettung des ganzen Reichs angesehen.

Der Herzog von Bedford aber schrieb an den König von England:

„Wir haben die Belagerung von Orleans
„mit großem Verluste aufheben müssen.

„Der bisher so muthlose Feind, von ei-
„nem Weibe angeführt, das die Jung-
„frau genannt wird, hat wieder Muth
„bekommen, und uns genöthiget, die er-
„kämpften Vortheile aufzugeben. Was
„Waffen führen kann, strömt den Fah-
„nen dieser sogenannten Jungfrau zu, die,
„ausgespieen von der Hölle, eine Schü-
„lerin des Satans ist, die durch Zauber-
„künste und Beschwörungen den Franzo-
„sen Sieg und Muth verschafft."

Jeanne verweilte nicht lange in der befrei-
ten Stadt, und eilte nach Chinon zu dem König,
der sie mit Entzücken empfing. Sie sprach:

„Edler Dauphin! Orleans ist frei; der
Feind ist geschlagen. Das ist die erste That,
die ich auf Befehl des Königs des Himmels
für Euch vollbracht habe. Nun ist mir noch
übrig, Euch sicher und wohlbehalten zur Kö-
niglichen Krönung nach Rheims zu führen.
Zweifelt nicht an der Erfüllung dessen, was
ich Euch im Namen des Herrn verheiße, der
es mir aufgetragen hat, und mit mir seyn
wird bis zur Vollendung meines Werks.

Der König hob das Schwert, rief ihr zu:
„Jeanne, knie nieder, um größer wieder auf-

zustehen," und ertheilte ihr den Ritterschlag, im Angesicht der frohlockenden Menge.

Man bezeigte der Heldin alle erdenkliche Ehre; Jedermann betrachtete sie mit Ehrfurcht. Der König schenkte ihr sein ganzes Vertrauen, und nahm ihren Rath jederzeit als den Ausspruch hoher Weisheit an.

Damals entdeckte Jeanne dem König und seinen Edlen den Gang ihrer Sendung, und sprach:

„Dreizehn Jahr war ich alt, als ich in meines Vaters Garten zu Domremy, von einem lichten Glanze umgeben, eine Stimme hörte, die rechts von der Seite herkam, wo die Kirche steht. Anfangs fürchtete ich mich sehr, bald aber sprach ich zu mir selbst: dieß muß die Stimme eines Engels seyn! und meine Furcht verschwand."

„Und es war die Stimme eines Engels, des heil. Michael, der mein guter Begleiter wurde, der mich ermahnte, mich gut aufzuführen, und fleißig in die Kirche zu gehn. Auch den heil. Gabriel habe ich gesehen, die heil. Margaretha, und die heil. Katharina. Sie haben alle mit mir gesprochen, und von Zeit zu Zeit mich ermahnt, zu beichten. Alle

meine Handlungen haben sie geleitet, und sind mir beinahe alle Tage erschienen, oft an einem Tage wohl viermal. Wenn sie mich verließen, weinte ich, und wünschte, meine Seele möchte mit ihnen gehen können; kamen sie wieder, so war ich froh, beugte meine Knie, faltete meine Hände, bezeigte ihnen meine Ehrfurcht, und streute ihnen Blumen. Aber bei dem Feenbaume habe ich dieß nie gethan.“

„Von diesem Feenbaume, der auch genannt wird die schöne Maie, steht geschrieben, wie man mir gesagt hat, in einem alten Buche, daß unter demselben zuweilen zehn Feen sitzen, die mit einander sprechen und kosen, und eine Frau aus meinem Dorfe will sie gesehen haben. Ich aber habe sie nie gesehen.“

„Unter dem Baume spielen, singen und tanzen die jungen Mädchen, mit gar sonderbarer Freude und Lust. Ich bin zuweilen auch mit unter den Mädchen gewesen, habe aber mehr gesungen, als getanzt, und dabei wand ich Blumensträußer für die heil. Jungfrau zu Domremy.“

„Am Fuße des Wunderbaumes entspringt eine Quelle, zu der die Kranken gehen, ihr

Wasser zu trinken, um gesund zu werden; ich weiß aber nicht, ob es hilft, und so heilsam ist, wie man sagt."

„Als ich älter wurde, mischte ich mich nicht mehr unter die spielenden Mädchen, und meine Heiligen erschienen mir auch einmal, als ich betend an der Quelle saß."

„Unweit Domremy liegt auch der graue Wald. Von meines Vaters Hause aus ist er zu sehen. Man sagte mir, es sey geweissaget, bei dem grauen Walde werde eine Jungfrau hervorgehen, welche wunderbare Dinge verrichten würde. Weiter weiß ich nichts von diesem Walde zu sagen.

„Als ich mich nun meinem neunzehnten Jahre nahte, entdeckte mir der heil. Michael, welch ein Unglück Frankreich bedrohe, und sagte mir: ich sey ein gutes Mädchen, erkohren, meinem Könige zu helfen. Die Heiligen aber sagten mir: ich müßte Orleans entsetzen und für den König zu Felde ziehen. Ich fragte, wie das möglich sey, da ich ein armes Mädchen wäre, die weder reiten noch fechten könnte? Sie antworteten: der Herr des Himmels werde mich ausrüsten mit Kraft und Geschicklichkeit, seinen Willen zu vollbringen."

„In die Hände der beiden Heiligen legte ich das Gelübde der Jungfrauschaft meines Leibes und meiner Seele. Das hatten sie zwar von mir nicht gefordert, aber sie gaben mir die Versicherung, wenn ich mein Gelübde hielt, so würden sie mich in's Paradies führen."

„Muthig und voll Vertrauen auf Gottes Kraft und Macht, ging ich nach Vaucouleurs und zu Euch, Herr König. Gottes Willen habe ich erfüllt, und was er mir verhieß, ist geschehen; Orleans ist befreit, und zu Rheims werde ich den König krönen sehen."

„Als Orleans entsetzt war, erschienen mir die Heiligen, nannten mich Tochter Gottes, und ich habe sie um drei Dinge gebeten, daß Gott die Franzosen beschützen wolle, daß ich meinen König gekrönt sehe, und um das Heil meiner Seele. Noch haben sie mir ein viertes versprochen, das ich aber jetzt nicht sagen kann, und versicherten mich der Liebe Gottes."

„Da war ich froh, und sprach: Ich will lieber sterben, als nicht in der Liebe Gottes seyn! — Jetzt bin ich dessen gewiß, denn wenn dem nicht so wäre, würden die Heiligen nicht mehr zu mir kommen und mit mir

sprechen; das thun sie aber noch immer, und ich erfreue mich der Liebe meines Gottes."

„Wenn ich der Hülfe der Heiligen bedarf, bitte ich Gott in dem Gebete, das ich mir gemacht habe, sie zu mir zu senden, und spreche: Allmächtiger Gott! zur Ehre deines heiligen Leidens flehe ich zu dir, offenbare mir, wenn du mich liebst, wie ich handeln, und was ich sprechen soll. Ich weiß wohl, wie ich dieses Kleid anlege, aber ich weiß nicht, auf welche Art ich es zurücklassen muß; sey mir gnädig, und lehre mich's. — Alsobald kommen die Heiligen, und sagen mir ganz vernehmlich: Gott wird dich schützen."

„So ist es, mein edler Dauphin! wie ich sage. Laß uns eilen nach Rheims, und empfange dort die Königliche Krone."

Dem Zuge nach Rheims stellten sich große Schwierigkeiten entgegen. Man hatte mehr als 70 Französische Meilen durch ein vom Feinde besetztes Land zu marschiren, mußte drei große und viele kleinere Flüsse passiren, und so viele Städte belagern, als zwischen Loches und Rheims lagen, und dennoch wurde der Zug mit fünftausend Reisigen und sechstausend Fußknechten angetreten, welche der

Duc d'Alençon befehligte, und Jeanne anführte.

Die Veste Gergeon wurde in zwei Tagen mit Sturm erobert. Jeanne war die erste auf der Mauer, und schwang triumphirend das Panner auf derselben; aber beinahe wäre sie durch einen Steinwurf getödtet worden. — Mauny und Beaugency wurden genommen, und bei Patay verloren die Engländer eine Schlacht.

Von Gien brach der König *) mit 12000 Mann auf, und stieß zu dem geschwächten Heere. Jeanne war mit ihrem Pannier immer an der Spitze des Heeres.

Auxerre und St. Florentin ergaben sich der Heldin, und man ging auf Troyes los. Diese Stadt aber, von Engländern und Burgundern wohl besetzt, machte Anstalten zu einer lebhaften Gegenwehr. Dem Französischen Heere mangelte es an Lebensmitteln, man hatte nicht einmal Brod, und mußte kärglich von Bohnen leben, von denen eben auch kein allzu großer Vorrath vorhanden war.

---

*) Den 19ten Jun. 1429.

In diesen mißlichen Umständen waren die Meinungen der Königlichen Räthe sehr getheilt, und ohne Jeannen zu Rathe zu ziehen, fing man an, kleinmüthig, mancherley zu beschließen, was eben nicht von Muthe zeigte. Sie aber trat unvermuthet in die Versammlung ein, wendete sich an den König, und sagte:

„Edler Dauphin! haltet nicht so lange Berathschlagungen, sondern handelt, und gebt Befehl zur Belagerung. In drei Tagen, das versichere ich Euch bei meinem Gott! werdet Ihr Herr der Stadt Troyes seyn, und ganz Burgund wird erstaunen.“

Des Königs Kanzler, der Erzbischoff von Rheims, ein Mann ohne Kraft, ohne Entschlossenheit und Muth, der eben gegen die Belagerung gestimmt hatte, sagte:

„Gern acht Tage, Jeanne! wollen wir warten, wenn wir nur versichert seyn können, daß du dich in deinen Hoffnungen nicht selbst betrügst!“

Ganz kalt antwortete die Jungfrau:

„Zweifelt nicht! Man folge mir nur, und lege Hand an's Werk; denn Gott verlangt, daß jeder selbst seine Schuldigkeit thun soll.“

Ohne eine Antwort zu erwarten, ging sie davon, bestieg ihr Roß, sprengte dem Stadtgraben zu, und rief nach Holz, Faschinen und Sturmleitern. Sogleich stellten sich die Soldaten nach ihrem Befehle in Ordnung, und liefen Sturm. Die Einwohner steckten die weiße Fahne auf, und übergaben die Stadt.

Die Jungfrau wurde von dem Könige und dem Hofe mit Lobeserhebungen überhäuft, verbat sich aber alle Ehrenbezeigungen, und antwortete immer: die Ehre aller ihrer Thaten gehöre dem Könige des Himmels.

Ohne den König in seine gewöhnliche Sorglosigkeit zurückfallen zu lassen, gab Jeanne nicht zu, daß er in Troyes übernachten durfte, und zog ihn sogleich mit sich fort, vor Chalons. Die Stadt ergab sich, und das Heer rückte auf Rheims zu. Jeanne prophezeihte, die Bürger dieser Stadt würden friedlich ihnen entgegen kommen. Das geschah, und der König hielt seinen Einzug zu Rheims *) unter großem Frohlocken seines Heers.

Zehn Tage darauf ließ sich, im Dom, der König krönen.

---

*) Den 7ten Julius 1429.

Jeanne, die die Augen Aller auf sich zog, stand in ihrem Waffenrocke, die Siegesfahne in der Hand, bei dieser Feierlichkeit neben dem Könige, und als die Krönung vollzogen und die Messe geendiget war, warf sie sich vor ihm nieder, küßte ihm die Hand, und sprach:

„Mein König und mein Herr! ich danke Gott, daß alles, was ich Euch verkündigen mußte, jetzt erfüllt ist. Ihr seyd gekrönt; Gott wird ferner mit Euch seyn. Meine Sendung ist vollendet."

„Wie, Jeanne? — fragte der König betroffen; — mich, deinen König, der dir so viel zu danken hat, mich könntest du verlassen?"

„Geschehen ist, was geschehen sollte; der Wille Gottes ist erfüllt. — Ich will nun wiederkehren in meiner Eltern Haus, will still und ruhig dort ein ländliches Leben führen, und werde stets für meinen König beten. — Krieg mag ich ferner nicht mehr führen. Es ist genug!"

Der König und seine Räthe konnten nicht zugeben, daß Jeanne sie verließ, denn das Vertrauen des Heers beruhte ganz auf ihr, auf ihrer Gegenwart und dem Glauben an ihre wunderbare Sendung. Alles wurde angewen-

det, die Heldin zu überreden zu bleiben, und sie gab nach, und blieb bei der Armee. Doch, da sie ihre Sendung für beendiget ansah, hielt sie sich jetzt blos in den Schranken der Folgsamkeit, machte keine Anordnungen, mischte sich nicht in die Berathschlagungen, versprach aber immer Sieg und Waffenglück.

Der König erhob durch ein Patent Jeannens Eltern und Brüder, nebst ihren Erben, in den Adelstand, mit dem Beinamen du Lys, gab ihnen zum Wappen, zwischen zwei goldenen Lilien ein aufrechtstehendes, silbernes Schwert, im blauen Felde, und beschenkte sie reichlich. Jeanne selbst nahm nichts, als das Geld zu ihrem Unterhalt, vom König.

Der König ging bis St. Denys, und alle Städte unterwarfen sich ihm. Paris wurde nun belagert.

Jeanne, stets im ersten Gliede fechtend, ermunterte die Soldaten, die Stadt zu erstürmen. Ein Schuß von einer Armbrust verwundete sie am Schenkel, doch nach fünf Tagen war die Wunde wieder geheilt.

Die Armee war zu schwach, der Widerstand der Stadt zu kräftig; der König mußte sich nach St. Denys zurückziehen.

Hier weihte Jeanne ihre Waffen in der Kirche der Abtei feierlich dem Himmel, als ein Dankopfer für die Errettung aus allen bisherigen Gefahren.

„Vollende, Herr, was du beschlossen hast! — rief sie betend aus; — führe aus mit Kraft und Stärke das hohe Werk der Vollendung, und laß mich leben und sterben zu deines Namens Ehre und Preis!“

Der König hatte Nachricht erhalten, Lagny an der Marne werde genöthiget seyn, dem Feinde sich zu ergeben. Dieß zu verhindern, brach er auf mit seinem Heere, die Jungfrau in seinem Gefolge. Die Stadt wurde entsetzt, und Charité belagert. Der Widerstand der Besatzung war so kräftig, daß des Königs Truppen es aufgaben, die Stadt zu nehmen. Jeanne kam, belebte die Krieger mit Muth, stellte sich an ihre Spitze und erstürmte die Veste.

Rund um Paris hatten alle Städte sich ergeben, als der Herzog von Burgund einbrach, und Compiegne belagerte. Jeanne eilte der Stadt zu Hülfe, und traf *) zu großer Freude der Belagerten in derselben ein.

*) Den 24sten Mai 1430.

Nach einigen Tagen Ruhe that sie eines Abends an der Spitze von 600 Mann einen Ausfall. Zweimal trieb sie die Feinde zurück ins Lager, wurde aber endlich umringt, und sah keinen Ausweg, sich zu retten. Mit dem Schwerte in der Hand zu sterben, war ihr nicht vergönnt, sie stürzte vom Pferde und wurde gefangen genommen.

Ihre Gefangennehmung wurde in Paris mit einem Te Deum, mit Erleuchtung der Stadt, und bei der Burgundischen und Englischen Armee mit großem Frohlocken gefeiert. Sie wurde dem Grafen Ligny übergeben, und gefangen von Schlosse zu Schlosse geführt. Sie suchte zu entkommen, sprang von einem Thurme herab, beschädigte sich aber so sehr, daß sie nicht fortkommen konnte, wieder ergriffen und in genauere Haft gebracht wurde.

König Karl machte zwar einige Versuche, die Jungfrau auszulösen, man gab aber seinen Vorschlägen kein Gehör, und er, der nur gewohnt war die Maschine seiner Hofleute zu seyn, von denen viele die Thaten der Heldin mit Neid erfüllten, war undankbar genug, seine Retterin, der er alles, was er jetzt besaß, zu verdanken hatte, ihrem Schick-

sal zu überlassen, und sich nicht weiter um sie zu bekümmern.

Sie wurde also nach Rouen gebracht, und den Engländern überliefert. Der König von England erließ *) einen förmlichen Befehl an den Bischoff von Beauvais, ihr den Prozeß zu machen, und sie wurde vor das Tribunal sehr parteiischer Richter gestellt.

Sie bat, man möchte ihr die Fesseln von den Füßen nehmen, sie in ein Gefängniß der Kirche bringen, und, da sie minderjährig sey, ihr einen Beistand geben; alles aber wurde ihr abgeschlagen. Man nahm einen Eid von ihr, die Wahrheit zu sagen, den sie ablegte, dennoch aber gab man ihren Aussagen keinen Glauben, und verlangte Dinge von ihr zu hören, die sie nicht sagen konnte. Schlechterdings sollte sie sich selbst der Zauberei anklagen, was sie aber nicht that, sondern standhaft behauptete, sie habe mit bösen Geistern keinen Umgang, sey eine gute Christin, liebe Gott von ganzem Herzen, sey ihm gehorsam, und hasse das Böse.

---

*) Den 3ten Jänner 1431.

„Ja, — setzte sie hinzu; — und wenn ein böser Geist mich aus meinem Gefängnisse befreien wollte, und alle Heiligen dieß nicht thäten, so würde ich dennoch ihm nicht folgen, das versichere und beschwöre ich hiermit feierlich!“

Sie appellirte an den Papst, an das Concilium, aber vergebens. Ihr Tod war beschlossen, und der Bischoff von Beauvais gerieth über diese Appellation so sehr in Wuth, daß er ausrief:

„Schweig in's Teufels Namen!“

Und da sie fortfuhr zu behaupten, sie sey keine Hexe, kenne keine Zauberei, ihr Ruf komme von Gott, der dem König Karl ganz Frankreich wiedergeben, und die Engländer vertilgen werde, überließ sich Graf Stafford der Hitze so sehr, daß er den Degen zog, und sie durchbohrt haben würde, hätte Graf Warwick ihn nicht zurückgehalten.

Vergebens drohte man ihr mit der Folter, sie blieb standhaft, und achtete keiner Drohung. Man übergab sie nun der weltlichen Obrigkeit, und ihr Urtheil wurde gesprochen. Als Zauberin, Hexe und Ketzerin wurde sie zum Feuer verdammt.

An eben dem Tage, an welchem sie als Ketzerin und Ungläubige verbrannt werden sollte, befahl man einem Dominikaner, ihre Beichte zu hören, und ließ ihr das Abendmahl reichen. Nun las man ihr das Urtheil vor, setzte ihr eine Mütze auf, auf welcher die Worte Ketzerin, Abtrünnige, standen, und führte sie auf den Markt, auf ein Schafot. Hier las ihr der Bischoff von Beauvais noch einmal das Urtheil vor, und sie erhielt die Weisung:

„Jeanne! die Kirche kann dich weiter nicht schützen, sie überläßt dich dem weltlichen Arme.“

Sie fiel auf ihr Angesicht, betete sehr andächtig zu Gott und allen Heiligen, und bat den Pfarrer Massieu um ein Kreuz. Ein nahestehender Engländer reichte ihr eins mit seinem Stocke aufs Schafot. Sie nahm es, küßte es sehr ehrerbietig, und drückte es an ihre Brust. Man brachte ihr das Kruzifix aus der Kirche; sie küßte auch dieses, mit tausend Thränen.

Endlich führte man sie wieder vom Schafot herab.

Der Priester Ladvenu ging neben ihr, und bereitete sie zum Tode.

Als der Scharfrichter sie schon in seiner Gewalt hatte, trat der Bischoff von Beauvais mit einigen Priestern auf sie zu. Mit lauter Stimme rief Jeanne ihm zu:

„Du allein bist der Urheber meines Todes. Du hast mir versprochen, mich in den Händen der Kirche zu lassen, hast dein Versprechen gebrochen, und mich meinen grausamsten Feinden überliefert. Ich sterbe unschuldig. Gott wird uns richten."

Der Criminalrichter von Rouen rief: „Führt sie fort! Führt sie fort!"

Alle Zuschauer, Engländer und Franzosen, weinten laut, und selbst dem Bischoff von Beauvais entfielen einige Thränen.

Am Scheiterhaufen war eine Tafel befestiget, auf welcher Jeanne eine Ketzerin, Abtrünnige, Gotteslästerin, Mörderin, Anbeterin des Teufels, Zauberin, Hexe, ꝛc. genannt wurde. Ruhig ging Jeanne demselben zu, und sagte zu ihrem Begleiter:

„Durch die Gnade Gottes werde ich heute im Paradiese seyn!"

Mit Fassung bestieg sie den Scheiterhaufen, und hob betend ihre Augen zum Himmel. Schon knisterte das langsam angezündete Feuer (wie ihre Henker befohlen hatten) um sie herum, und man hörte sie noch immer beten. Ihr letztes Wort, ehe sie von der Flamme ergriffen wurde, war: „Jesus!“ — So starb die edle Heldin *).

Die Engländer selbst waren von der Ungerechtigkeit ihres Verfahrens so sehr überzeugt, daß sie zehn Tage darauf dem Kaiser und andern Königen eine förmliche Apologie überschickten, worin sie ihr Betragen gegen die Unglückliche zu rechtfertigen suchten, und der Bischof von Beauvais ließ sich vom König von England einen Schutzbrief gegen das Concilium und den Papst ertheilen.

Als König Karl Rouen endlich eroberte **), bewillkommten ihn die Einwohner, und erinnerten ihn mit vieler Freimüthigkeit an das, was er seiner Retterin wenigstens nach ihrem Tode schuldig sey, da er so un-

---

*) Den 30sten Mai 1431.

**) 1450.

dankbar gegen sie im Leben gewesen war. Er befahl, die Revision des Prozesses der Heldin vorzunehmen. Die Sache zog sich hinaus, und erst 25 Jahr nach ihrem Tode sprach Papst Kalixtus der Dritte das Unschuldsurtheil aus, und ließ alle Aussprüche gegen Jeannen vernichten *). Er ließ durch seine Commissarien an dem Tage ihrer Hinrichtung eine jährliche Prozession zu Rouen anbefehlen, und der Gemordeten ein Kreuz zum Beweis ihrer Ehrenerstattung errichten.

Ein anderes Monument ließ die Stadt Rouen ihr errichten, ein drittes die Stadt Orleans auf der Brücke über die Loire, welches, als es verwittert war, durch ein neues in Bronze gegossen, 1571 ersetzt wurde. Auch dieses Denkmal unterlag der Zeit, und ein neues wurde im Lenz des Jahres 1804 daselbst der ritterlichen Jungfrau auf dem Place de Martroy, mit einem Kostenaufwande von 40000 Livres, unter großen Feierlichkeiten errichtet.

*) Den 7ten Julius 1456.

Hier prangt in Erz die Heldin, und ihr Gedächtniß hat Deutschland mit Orleans zu gleicher Zeit gefeiert, als Schiller ihr ein Denkmal setzte, das kühn der Zeit trotzt, unvergänglicher als Marmor, unzerstörbarer als Erz.

Margaretha Valois.

Margaretha Valois, das achte Kind König Heinrichs II. und der Katharina von Medicis, kam eben zur Welt *), als ihr Vater siegreich aus dem Feldzuge gegen Kaiser Karl V. heimkehrte. Sie wurde auf dem Schlosse Saint-Germain-en Laye mit vieler Sorgfalt erzogen. Ihr Fleiß entwickelte ihre natürlichen Anlagen, und jeder Tag bereicherte sie mit den ausgesuchtesten Kenntnissen. Keine Prinzessin ihrer Zeit konnte sich so vieler Wissenschaften in so hohem Grade rühmen, als diese fleißige Schülerin der sorgfältigsten Lehrer, die man ihr gegeben hatte. Die Gespielinnen ihrer Jugend waren ihre beiden Schwestern, und die nachher so unglückliche Maria Stuart, die in Frankreich mit ihr, als Braut des Dauphin, erzogen wurde.

---

*) Den 14ten Mai 1553.

Nach dem Tode ihres Vaters entstanden mancherlei Unruhen im Reiche. Ihre Mutter ging mit Margarethen, und dem Hofe, in die mittäglichen Provinzen des Königreichs *), wo mancherlei Feste die willkommenen Gäste erwarteten.

Margaretha schildert in ihren Memoiren **) eine dieser Feten, ganz im Geschmack der damaligen Zeiten, so artig, daß wir diese Schilderung nicht übergehen können. Sie schreibt:

„Die Königin, meine Mutter, hatte mitten auf der Insel Aiguemeau im Adourstrome eine große, mit hohen Bäumen umzogene Wiese erkohren, wo sie rings umher große Nischen anbringen ließ. In jeder stand eine runde Tafel für zwölf Personen. Nur die Königliche Tafel erhob sich am Ende eines Salons auf einem Throne von vier Rasenstufen. Alle diese Tafeln wurden von Schäferinnen bedient, die in Goldstück und Atlas,

*) 1565.

**) Diese Mémoires gab Auger de Maléon Sieur de Granier zum erstenmal zu Paris 1628 heraus. Eine zweite Ausgabe erschien 1629 und eine dritte zu Brüssel, 1658. Viele andere Ausgaben folgten diesen nach.

auf mancherlei Art, nach den verschiedenen Trachten aller Provinzen Frankreichs gekleidet waren. Wir fuhren aus Bayonne auf einem Boote nach dieser Insel, umgeben von Meergöttern, die um uns herum scherzten, Verse recitirten, und mit frohen Gesängen uns begleiteten. Die Schäferinnen empfingen uns, als wir an's Land stiegen, singend, und tanzend die Tänze ihres Landes. Nun ging es zur Tafel. Satyrs und Nymphen kamen den Felsen herab, der von vielen Lichtern prächtig erleuchtet war. Die Nymphen begannen eben ein schönes Ballet zu tanzen, als der neidische Himmel einen fürchterlichen Platzregen und Windsturm uns auf den Hals warf. Die Unordnung und Verwirrung bei dem Rückzuge gab zu mancherlei Auftritten Anlaß, die uns gar sehr belustigten, als dieselben den folgenden Tag erzählt und belacht wurden."

Hier sah Margaretha den Prinzen von Navarra, ihren nachherigen Gemahl, König Heinrich IV., zum erstenmal, und empfing den ihrer Schönheit gebührenden Tribut von allen anwesenden Prinzen und Rittern. Mit Entzücken sah die Königin diese Huldigung und hörte die Lobsprüche, die der

Schönheit ihrer Tochter ertheilt wurden, mit Vergnügen, indem sie mit Freuden so viele schöne junge Damen um sich zu versammeln gewußt hatte, auf die sie bei Ausführung ihrer politischen Anschläge rechnete. Und schon fing sie an auf den besten Erfolg ihrer Unternehmungen zu rechnen, als die protestantischen Prinzen hinter verschiedene Anschläge kamen, die ihr Verderben beschlossen, und zu den Waffen griffen. — Ein verheerender Krieg begann.

Der König Sebastian von Portugal ließ um Margarethens Hand werben *); allein, da diese Prinzessin einmal, aus Politik, dem Prinzen von Navarra zugedacht war, erhielten die Abgesandten eine abschlägige Antwort.

Die Königin, der es sehr wehe that, einen so tapfern Mann, wie der Prinz von Navarra war, stets glücklich und siegreich an der Spitze der Protestanten zu sehen, suchte ihn, dem mit Gewalt nicht beizukommen war, mit List zu gewinnen. Durch eine Vermählung mit Margarethen beschloß sie ihn zu

*) Im Jahr 1570.

fesseln, und im Schooße des Vergnügens und der Wollüste, die ihren Hof umgaben, den Löwen einzuschläfern, den sie so sehr fürchtete; und so viele Hindernisse sich ihrem Plane auch entgegen setzten, so war doch durchaus den Kunstgriffen nicht auszuweichen, welche sie anwendete, ihren Endzweck zu erreichen. Es geschah, was sie wünschte, und die Ehestiftung wurde zu Blois *) unterzeichnet, zu großer Bestürzung aller zärtlichen Prinzen, die wonnetrunken die Zauberreize der schönen Prinzessin bewunderten, und schmachtend und verliebt den reizenden Abgott ihres Herzens umschwebten.

In der That zog Margarethens Schönheit alle Augen auf sich. Sie, von allen bewundert, entzückte alle.

Wir wollen einmal den ehrlichen Brantome hören, der bei der Beschreibung einer glänzenden Palmsonntags-Prozession auch von der Prinzessin spricht:

„Ich sah die Prinzessin Margaretha bei der Palmsonntags-Prozession so schön erscheinen,

---

*) Den 11ten April 1572.

daß ich noch nichts so schön in der Welt gesehen habe. Ihr schönes, weißes Gesicht, das dem Himmel in seiner reinsten Heiterkeit gleicht, war mit einem Kranze von prächtig schimmernden Edelgesteinen umzogen, ihr schöner, langer, stolzer Leib gekleidet in den reichsten Goldstoff. Eine Palme in der Hand, die sie ganz ungezwungen trug, ging sie mit Königlicher Würde, und freundlicher Anmuth wie ein Engel des Himmels, einher."

Die Prinzessin selbst war eben nicht sehr für ihren Bräutigam eingenommen, und nur die Wahl, die ihr Bruder König Karl IX. ihr zwischen dieser Verbindung und dem Kloster gelassen hatte, bestimmte sie, in dieselbe zu willigen. Die Vermählung wurde mit großer Pracht gefeiert *). Kaum waren die Hochzeitslustbarkeiten geendiget, als der König zur Ausführung seiner höllischen Anschläge schritt, und bald nach dieser Vermählung wurden die hochzeitlichen Feierkleider mit Trauerschleiern vertauscht.

---

*) Den 18ten August 1572.

Die schreckliche Bartholomäus-Nacht begann *). Tausende von Protestanten fielen unter den Mörderdolchen der Katholiken, und die unerhörtesten Grausamkeiten wurden begangen.

Margaretha war außer sich, als sie erfuhr, was vorging. Ein verwundeter Edelmann flüchtete sich in ihr Zimmer, klammerte sich ängstlich, von Schützen verfolgt, an sie an, und bat sie, ihn zu retten. Nur mit Mühe gelang ihr dieses. Sie ließ den Verwundeten verbinden und in ein Bett bringen, und indem sie in das Zimmer ihrer Schwester eilen wollte, wurde auf dem Vorsaale ein anderer Edelmann, drei Schritte von ihr, durchbohrt. Sie sank ohnmächtig zu Boden, und wurde zu ihrer Schwester gebracht. Hier blieb sie aber nicht, eilte zu ihrer Mutter und ihrem Bruder, that einen Fußfall und bat um das Leben ihres Gemals.

König Karl, der zu sagen pflegte, wenn er von Margarethens Vermählung sprach: „Schwester Gretchens Unterrock war mein

*) Den 24sten August 1572.

Netz, die Hugonotten zu fangen," gewährte ihr endlich ihre Bitte, und das Leben ihres Gemals war gerettet. Dennoch aber ließ ihn der König nebst dem Prinzen Condé in Verhaft nehmen, und als sie zu ihm geführt wurden, sahen sie im Vorzimmer ihre vertrautesten Freunde niederstoßen.

König Karl, der am Fenster stand, sich des schönen, heitern Wetters freuete, und ausrief: „Wie es scheint, freut sich mit mir auch sogar das schöne Wetter über das Abschlachten der Hugonotten," trat den Eintretenden entgegen, und sagte mit funkelnden Augen:

„Was Ihr seht, geschieht auf meinen Befehl. Es giebt kein besseres Mittel, die Flammen des bürgerlichen Krieges auszulöschen, als dieses."

Der König von Navarra that Vorstellungen, und gab ihm die Versicherung, er werde gern der Religion seiner Väter entsagen, wenn er nur die Gnade haben wollte zu erwägen, wie hart ihm das ankommen müsse. Der König aber erklärte: „wofern er nach Verlauf von drei Tagen noch bei seinem Entschlusse verharre, werde er ihm den Kopf vor die Füße legen lassen." — Heinrich mußte

sich entschließen, die katholische Religion anzunehmen.

Bald darauf kamen die Gesandten an den Hof, welche dem Herzog von Anjou die Polnische Krone anboten. Sie hielten einen sehr glänzenden Einzug, und da die Königin eben nicht gar viel in den Wissenschaften gethan hatte, mußte Margaretha hervortreten, mit den Gesandten zu sprechen. Der Erzbischoff von Krakau hielt eine lange lateinische Rede, welche Margaretha in eben dieser Sprache, sehr zierlich und Punkt für Punkt, beantwortete. Die Gesandten waren betroffen und entzückt, so viele Kenntnisse bei einer Prinzessin zu finden, an einem so unwissenden Hofe, wo die Hofcavaliers kaum leserlich schreiben konnten. Von ihrer Schönheit aber waren sie ganz bezaubert, und einer der Magnaten, Laski, Palatinus von Sieradski, rief aus: „Nein! nach dieser Schönheit mag ich nichts weiter sehen."

Eben so ist das Manifest, welches Margaretha im Namen ihres Gemals abfaßte, von je her für ein Meisterstück in seiner Art gehalten worden; in welchem Heinrich seinen Rang und die Königliche Würde mit helden-

müthiger Standhaftigkeit behauptet, und nicht sowohl wie ein Beklagter, sondern wie ein Kläger spricht. Katharina erschrak über dasselbe, und der König von Navarra wurde zu Vicennes eingesperrt.

Margaretha war Willens, in einer Verkleidung ihren Gemal zu befreien, und machte eben Anstalten dazu, ihr Vorhaben auszuführen, als der Tod des Königs von Frankreich ihn befreite.

Unter der Regierung des neuen Königs, Heinrichs des Dritten, konnten Friede und Einigkeit durchaus nicht gedeihen. Die Ränke der Königin Mutter, die Erbitterungen der Günstlinge beider Höfe gegen einander, Verläumdung, Mord, und die Ungewißheit dessen, was noch zu fürchten war, bewogen den König von Navarra, heimlich in seine Staaten zu entfliehen. Margaretha, die nicht das geringste von seiner Flucht wußte, gerieth in Verdacht, und der König würde sie mit eigenen Händen gemißhandelt haben, hätte ihn seine Mutter nicht zurückgehalten, doch konnte sie nicht verhindern, daß ihre Tochter Wache bekam.

Sie war mehrere Monate lang eingekerkert, und vertrieb sich die Zeit mit Lesen und durch einen Briefwechsel, den sie mit ihrem Gemal führte; auch überließ sie sich frommen Betrachtungen, und sagt von dieser Zeit in ihren Memoiren:

„Aus der Traurigkeit und Einsamkeit meiner ersten Gefangenschaft schöpfte ich die beiden edlen Vortheile, daß ich zum Studiren Lust bekam und mich der Andacht ergab.

Endlich erlangte sie ihre Freiheit wieder. Da aber ihr Gemal, sobald er sein Land erreicht hatte, ein Manifest bekannt machte, in welchem er sagte: da man durch Zwangsmittel ihn genöthiget habe, seiner Religion zu entsagen, so nähm er dieselbe, jetzt frei, in dieser Stunde wieder an, und werde in derselben leben und sterben; so wollte man Margarethen nicht erlauben, zu ihm zu gehen. Ja, der König war so unruhig, daß er es lange Zeit zu seiner einzigen Sorge machte, ob er sich gleich sonst um gar wenig zu bekümmern pflegte, seine Schwester so bewachen zu lassen, daß es ihr unmöglich wurde, was sie wollte, zu ihrem Gemal zu fliehen.

Das Volk, mit der unthätigen Regierung äußerst unzufrieden, fing laut an zu murren. Man sah, daß der König ewig wallfahrtete, geistliche Brüderschaften stiftete, sich bei Prozessionen zum öffentlichen Schauspiel machte, und den Sittenprediger in Zirkeln machen wollte, in die er nicht gehörte, statt daß er der frechen Lebensart seines Hofstaates hätte Einhalt thun sollen. Seine Andächteleien wurden daher öffentlich elende Gaukelspiele genannt, und man theilte sich sogar mit vielem Muthwillen, ohne Hehl, ein Patent mit, welches auf Unkosten des Königs damals verfertiget worden war und umherlief:

„Heinrich, von seiner Mutter Gnaden unthätiger König von Frankreich, König von Polen in der Einbildung, Kerkermeister im Louvre, Küster zu St. Germain-l'Auxerrois, Cola's Eidam, Plätter von seiner Frau Halskragen, Friseur ihrer Haare, Krämer im Pallast, Visitator der Badestuben, Guardian der vier Bettler-Orden, und Patron der weißen Büßenden."

Indessen hatte der König von Navarra seinen Gesandten Genissac abgeschickt, durch welchen er seine Gemalin fordern und zu sich entbieten

ließ. Diesem gab der König von Frankreich die Kriegserklärung gegen die Reformirten mit, und trug ihm auf, seinem König zu sagen: „Da Margaretha an einen Katholiken, (was doch eine Unwahrheit war,) und nicht an einen Protestanten vermählet worden sey, so würde er sie nicht eher wieder bekommen können, als bis er wieder zurück zu der Religion kehrte, der er jetzt entsagt hätte."

Da nun Margaretha, aller Bitten ungeachtet, es von dem König und ihrer Mutter, zu ihrem Gemal zu reisen, nicht erhalten, und doch auch nicht an dem gegen ihn feindlich gesinnten Hofe, der den Krieg gegen ihn erklärt hatte, bleiben konnte, so ging sie nach Spaa *), wie es hieß, den Brunnen dort zu gebrauchen. Unruhen aber, die in den Niederlanden entstanden, nöthigten sie, wieder nach Frankreich zurück zu gehen, wo sie eben ankam, als der Friede geschlossen worden war. Da gab es nun Feste, Tänze und Turniere, bei denen der König besonders sich sehr wohl befand, in allerlei Verkleidungen umherstreifte,

---

*) Im Jahr 1577.

und in den Kleidern einer Amazone, behängt mit dem köstlichsten Weibergeschmeide, Ringelrennen hielt. — Margaretha glänzte bei diesen Festen, und zog die Aufmerksamkeit und Bewunderung aller Männer auf sich.

Ein ganzes Jahr hindurch, seit ihrer Zurückkunft aus den Niederlanden, wurde sie nicht müde, den König zu bitten, ihr zu erlauben, sich zu ihrem Gemal begeben zu dürfen. Mit jeder abschläglichen Antwort war die Begierde gewachsen, wieder zu ihm zu kommen, und daher war ihre Freude ungemein groß, als sie endlich, ganz unverhofft, aus ihres Bruders Munde die tröstliche Nachricht vernahm, er wolle sie nach Gascogne schicken. Die Anstalten zur Reise waren gleich getroffen, und die Königin Mutter, die gern näher die Verhältnisse, Verständnisse und die Stärke der Protestanten kennen lernen wollte, begleitete ihre Tochter auf dieser Reise.

Der König konnte sich nicht enthalten, vor der Abreise seiner Schwester, mit der heitersten Miene, ihr die härtesten Reden mit auf den Weg zu geben, und diese bestärkten sie nur noch mehr in den rachgierigen Anschlägen, die sie im Busen trug. Und wenn

sie ja den Französischen Hof ungern verließ, so war dieß nicht, weil sie ihren Bruder verlassen, als weil sie nun die Feste entbehren mußte, bei welchen ihr die Zeit so angenehm vergangen war.

Zu Bourdeaux hielt sie ihren Einzug mit der größten Pracht. Sie war in eine Robe von pomeranzenfarbigem Grund (ihrer Lieblingsfarbe) und durchaus gestickt, gekleidet, und ritt einen schönen, stolzen Zelter *). Ihre Schönheit zog die Augen der zahlreichen Menge auf sich, die sie zu empfangen sich versammelt hatte. Sie wurde feierlich bewillkommt, und antwortete mit einer Ungezwungenheit und Beredsamkeit, die jedermann entzückte.

Der König erwartete und empfing sie auf einem Lustschlosse zwischen Saint-Macaire und La-Reole, unter einer Bedeckung von sechshundert Edelleuten. Der Empfang war sehr herzlich und zärtlich.

---

*) Ein Schimmel. — Die Damen ritten damals bei feierlichen Einzügen, und wenn es nur seyn konnte, keine andern Pferde.

Es wurde sogleich nach Auch aufgebrochen, wo Gastmale, Bälle, Ringelrennen und Turniere die frohen Tage des Wiedersehens verherrlichten.

Die Königin Mutter schien sich diesen Lustbarkeiten gleichfalls ganz hinzugeben, aber im Stillen verfolgte sie ihre Anschläge gegen die Protestanten desto eifriger. Sie suchte das Herz des Vicomte von Turenne mit Argwohn gegen den König von Navarra zu vergiften, und gewann den Commandanten von La-Reole, einen gewissen Uessac, daß er sich mit seiner Festung ihr ergab.

Der König befand sich eben auf einem Ball, als er diese traurige Nachricht erfuhr. Ohne aus der Fassung zu kommen, ging er zu Rosni (dem nachmals so berühmt gewordenen Herzog von Sully), rief einige andere ihm getreue Edelleute herbei, und sagte zu ihnen: „So heimlich wie möglich gebt allen meinen Freunden die Nachricht, daß ich in einer Stunde vor dem Stadtthore, mit meinem Küraß unter meinem Jagdkleide, zu Pferde seyn will, und daß alle, die mich lieben und Ehre einlegen wollen, mit mir kommen sollen."

Dieß geschah. Mit Anbruch des Tages waren alle vor dem Thore der Stadt Florence, deren Einwohner sich, weil sie, da es Friede war, nicht unter den Waffen waren, ihm ohne Widerstand ergaben.

Der Königin Mutter, die den König noch in Auch glaubte, kam diese Nachricht, als sie erwachte, sehr unerwartet, sie faßte sich aber bald wieder und sagte: „Ha! das ist für La-Reole. Wurst wider Wurst. Aber die meinige ist doch fetter."

Sie eilte sogleich nach Agen und schickte Abgeordnete an den König, einen Vergleich zu stiften. Der König war nachgebend und gefällig, und sie kamen in Nerac zusammen. Es wurde wirklich ein Vergleich entworfen, in welchem die Protestanten viel gewannen. Und nun gab es wieder Feste, Jagden und allerlei Lustbarkeiten. „Der Hof war da — sagt Sully in seinen Memoiren — recht lustig und aufgeräumt; denn man schwatzte da von nichts als von Liebe und von Vergnügungen.

Als die Königin Mutter abgereiset war, wurde es wieder stiller. Margaretha, die die Ermordung ihres Liebhabers Bussy zu Paris

erfuhr, machte Verse, beklagte seinen Tod, und tröstete sich über denselben in den Unterhaltungen mit dem Vicomte Turenne, die der König, der selbst einige Liebschaften hatte und in diesem Punkte sehr verzeihlich war, nicht stören mochte, zumal da seine Gemalin so theilnehmend war, während einer Krankheit ihn sehr besorgt zu pflegen und zu warten; denn sie verließ sich wegen der Sorge für ihren Gemal auf keinen andern Menschen, und brachte siebenzehn Tage ununterbrochen auf seinem Zimmer bei seinem Bette zu, ohne selbst zu schlafen oder sich auszukleiden.

Als der König wieder hergestellt war, ging er mit dem Hofe nach Nerac. Hier war nun das lustigste und angenehmste Hoflager von der Welt, welches die Königin selbst in ihren Memoiren mit großem Wohlgefallen schildert und lobt. Man spielte, sang, tanzte, jagte, scherzte und liebte. In Freude wurde jeder Tag verlebt. So entflohen fünf Jahre, und die Königin war wohl und sehr zufrieden, als sie von ihrem Bruder und ihrer Mutter eine Einladung nach Paris erhielt. Ihr

Gemal hatte nichts gegen ihre Reise einzuwenden, und sie trat dieselbe an *).

Kaum aber war sie zu Paris, als sie mit des Königs Günstlingen in allerlei verdrüßliche Händel und Zänkereien gerieth, die nach und nach so bedeutend wurden, daß ihre Mutter und ihr Bruder sich selbst mit vieler Bitterkeit in dieselben mischten. Am aufgebrachtesten war der König, der von seiner Schwester und ihren Liebeshändeln öffentlich und laut sprach, und wem er es nicht sagen konnte, dem schrieb er es.

Einen solchen Brief, welchen der König an seinen Günstling Joyeuse, der eben damals in Italien war, absendete, ließ Margaretha auffangen, und den Boten niederschießen. Diese Verwegenheit brachte den König noch mehr auf. Er setzte sie vor dem ganzen Hofe zur Rede, warf ihr ihr unordentliches Leben vor, nannte alle ihre Liebhaber, und sagte, sie sey von Chanvallon Mutter geworden. Margaretha wagte es nicht, nur Ein Wort zu ihrer Vertheidigung zu sagen, und dieser entsetzliche

*) Gegen Ausgang des Jahres 1582.

Auftritt endigte sich damit, daß ihr der König befahl: „den Hof von ihrer pestbringenden Gegenwart zu befreien, und Paris zu verlassen.“

Dieß that die Königin sogleich den folgenden Tag *), und machte sich auf den Weg, sich wieder zu ihrem Gemal zu begeben, indem sie unaufhörlich klagte: „es hätte in der Welt noch nicht zwei so unglückliche Prinzessinnen gegeben, wie die Königin Maria Stuart und sie.“

Vier Meilen von Paris sprengte ein Hauptmann mit sechszig Mann von der Königlichen Leibwache ihren Zug an, durchsuchte ihre Sänfte, und zwang sie mit allerlei schimpflichen Reden, ihre Maske abzunehmen. Ihre Kammerfrauen Bethune und Duras bekamen Ohrfeigen, und ihr Stallmeister, ihr Arzt und Wundarzt wurden als Gefangene in die Abtei Des-Ferrieres geführt, wo sie von einem Bannrichter über das Leben, die Sitten und die Aufführung ihrer Gebieterin verhört wurden. Diese Aussagen wurden niedergeschrieben und dem Könige überliefert.

*) Den 8ten August 1583.

Dieser schrieb einen Brief an den König von Navarra und meldete ihm, er habe sich genöthiget gesehen, die Frauen von Bethune und Duras, die um seine Schwester wären und dieselbe in übles Gerede brächten, ihres ärgerlichen Lebenswandels wegen zu züchtigen. Der König antwortete, und dankte ihm für die Sorge, die er für den guten Namen seiner Gemalin trüge. Als er aber erfuhr, wie diese selbst behandelt worden war, schickte er einen seiner Hofherren, Duplessis=Mornay, an den König von Frankreich ab, der damals in Lyon war, zu erfahren, wodurch er bewogen worden sey, so auffallend sich gegen seine Schwester zu benehmen.

Der König wollte keine bestimmte Antwort von sich geben, und suchte durch allerlei Wendungen einer Erklärung auszuweichen. Duplessis aber bestand, im Namen und Auftrag seines Herrn, auf dieselbe, und da der König noch immer Bedenken trug, sich bestimmt zu erklären, fragte er:

„Aber, Sire! was wird die Christenheit sagen, wenn der König von Navarra Eure Schwester annimmt und ohne Bedenklichkeit umarmt, die Ihr ihm so besudelt zuschickt?“

„Was kann sie weiter sagen, — antwortete der König, — als daß er die Schwester seines Königs annimmt? — Und was kann er weniger thun?

Dieß that nun zwar der König von Navarra auch, allein seine Achtung konnte er ihr nie wiederschenken.

Margaretha fühlte gar zu wohl, wie überflüssig sie zu Nerac war, und die Rolle, welche sie daselbst spielte, war so unangenehm, daß sie beschloß, den Hof zu verlassen.

Um diesem Benehmen einen Anstrich zu geben, erklärte sie, ihr Gewissen erlaube ihr nicht, länger bei ihrem Gemal und in seiner Nähe zu bleiben, da der Papst ihn in den Kirchenbann gethan habe. Sie verließ also Nerac, und um die Unordnungen ihres Lebens gut zu machen, erklärte sie den Ketzern den Krieg.

Mit einiger Mannschaft, die ihr damaliger Liebhaber Lignerac und einige andere Edelleute zusammenrafften und ihr zuführten, rückte sie vor Villeneuve, und suchte die Stadt zu nehmen. Das gelang aber nicht. Sie mußte abziehen, und begab sich nach Agen. Aus dieser Stadt aber ließ sie ihr Bruder verjagen.

Die schnelle Uebergabe der Stadt ließ ihr kaum Zeit, sich zu retten. Sie mußte sich hinter Lignerac auf sein Pferd setzen, und ihre Frauen und Hoffräuleins, je zwei und zwei auf einem Pferde, folgten ihr. So wurden zwölf Meilen in einem Zuge zurückgelegt, bis sie zu Carlat anhielten, in welcher Festung Ligneracs Bruder Commandant war.

Hier führte nun Margaretha ein so übles Leben, daß die Einwohner der Stadt, von demselben geärgert, als sie kaum Mutter von einem gewissen Aubiac geworden war, beschlossen, sie gefangen zu nehmen und an ihren Gemal auszuliefern. Davon benachrichtiget, verließ sie die Stadt heimlich, sich nach Ivoy, einem Lustschlosse ihrer Mutter, zu begeben. Der Marquis Canillac aber versperrte ihr den Weg, nahm sie gefangen, und sperrte sie im Schlosse Uesson, wo er Commandant war, ein.

„Er dachte, — sagt der Pater Hilarion de Coste — er hätte sie gefangen genommen, und sie machte ihn zu ihrem Gefan-

genen. Der bloße Anblick ihrer schneeweißen Arme besiegte ihn so, daß er von dieser Zeit an nur noch von der Gunst der siegreichen Augen seiner Gefangenen lebte."

Die Liebe des Marquis zu der Königin, die in ihrem fünf und dreißigsten Jahre noch mit allen Zauberreizen einer gefälligen Weiber-Jugend prangte, war so heftig, daß er aus Eifersucht, unter einem ganz nichtigen Vorwande, ihrem ehemaligen Liebhaber Aubiac den Prozeß machen, und ihn zu Aigüe-Perse aufknüpfen ließ. Dieser Unglückliche ging nur mit Empfindungen für seine Geliebte zum Tode, und küßte seufzend unaufhörlich einen Sammet-Muff, den sie ihm einst geschenkt hatte.

Die Königin, welche den verliebten Marquis ganz sicher gemacht, bezaubert und eingeschläfert hatte, bemeisterte sich mit Hülfe ihrer Freunde und einiger Truppen, welche ihr der Herzog von Guise schickte, des Schlosses Uesson, jagte die Besatzung aus demselben, und behauptete sich mit ihren Leuten

in dem Platze beinahe zwanzig Jahre lang wider die Macht des Königs.

In diesem Schlosse lebte die Königin nun, zwar oft ohne Geld, aber so recht nach ihrem Sinne, sang, liebte, machte Verse, und ließ sich lieben und besingen. Der Pater Hilarion, wenn er von diesem Leben zu Uesson spricht, sagt:

„Dieses Schloß war für die Andacht der Königin ein Tabor, ein Libanon für ihre einsamen Stunden, ein Olymp für ihre Leibesübungen, ein Parnaß für ihre Musen, ein Kaukasus für ihre Trübsale" — und, setzt Matthieu noch hinzu: „ein Cythere für ihre Liebeshändel."

Indessen starb die Königin Mutter, und der König von Frankreich versöhnte sich mit dem König von Navarra. Zu Plessis-Les-Tours kamen beide zusammen, und schwuren sich Freundschaft und ewigen Frieden zu.

Als Magaretha dieses vernahm, sagte sie:

„Nun gebe ich alle meine Hoffnungen auf! Gott gebe, daß ich ruhig in Uesson mein Leben beschließen kann."

„Von den hohen Mauern dieses festen Platzes herab, — sagt der P. Hilarion; — sah Margaretha Frankreich durch einheimische Kriege verwüsten, sah den Herzog von Guise, den sie so sehr liebte, und den Kardinal, seinen Bruder, zu Blois ermorden, ihre Mutter in's Grab sinken, ihren Bruder den König durch einen schrecklichen Tod die Sünden der Bartholomäus-Nacht büßen, die Gespielin ihrer frohen Jugend, Maria Stuart, unter dem Beile des Nachrichters sterben, sah in der Schlacht bei Ivry ihre Freunde zusammenhauen, und den ehrlichen Randan erschießen. War sie nicht zu beklagen?"

König Heinrich, ihr Gemal, hatte nach dem Tode ihres Bruders, des Königs von Frankreich, dessen Thron bestiegen, und gedachte nun daran, sich anständig zum Besten seiner Krone zu vermählen. Er ließ daher Margarethen mancherlei Anträge zu einer Ehescheidung machen, welche dieselben auch endlich annahm. Der König setzte ihr ansehnliche Jahrgelder aus, und bezahlte ihre unermeßlichen Schulden, durch welche sie in

die größten Verlegenheiten gesetzt wurde. Sie dankte ihm dafür ganz erfreut in einem Schreiben, unter welchem sie sich seine gehorsamste, getreuste, ergebenste und unterthänigste Schwester, Dienerin und Unterthanin nannte. Alles wurde geordnet und geebnet, und die Ehescheidung geschah.

So büßte Margaretha in Einem Augenblicke zwei Kronen ein. Hätte sie mehr Achtung für ihre Ehre gehabt, mehr Anstand in ihrer Aufführung beobachtet, hätte sie sich keinen so übeln Verständnissen überlassen, keinen so ärgerlichen Liebeshändeln ergeben, so hätte sie Thronen geziert, denen sie jetzt entsagen mußte.

Als der König wieder vermählt war, ersuchte sie denselben, nach Paris kommen zu dürfen, wozu sie sogleich die verlangte Erlaubniß von ihm erhielt *). Er und seine Gemalin schickten ihr Edelleute, sie zu bewill-

*) Im Jahr 1605.

kommen, entgegen, und dann kam der König selbst. Er blieb drei Stunden bei ihr, und verließ sie sehr vergnügt. Sie entdeckte ihm die Verschwörung des Grafen von Auvergne, und trat die durch einen Prozeß gegen Carl von Valois gewonnenen Güter, gegen ein Jahrgeld, dem König ab.

Sie lebte nun zu Paris, wie sie allenthalben gelebt hatte, und ihre Aufführung wurde bald zum allgemeinen Spott. Es liefen Verse, Satiren, Pasquille auf sie umher; man sagte ihr ohne Umstände, was man wollte, in's Gesicht; ja, der P. Suffren, ein Jesuit, da er in der Kirche zu U. L. Frau *) gegen die Ueppigkeit der Weiber predigte, sagte sogar:

„Es ist in Paris keine Buhlschwester so geringe, die sich nicht ein Exempel an der Königin Margaretha nimmt, den bloßen Busen zur Schau zu tragen."

*) Den 9ten März 1610.

Alles das konnte nichts ändern; Margaretha blieb, wie sie war, und obgleich schon sechszig Jahr alt, ging sie immer noch auf Eroberungen aus.

Sie starb, die letzte des Hauses Valois, den 27sten März 1615, und wurde zu St. Denis in der Kapelle neben ihrer Mutter beigesetzt.

Man nannte sie die außerordentlichste Prinzessin ihrer Zeit. Ihr Anstand war der Anstand einer Königin. Bei einer lebhaften Gesichtsfarbe hatte sie ungemein schönes, schwarzes Haar, eine sanfte, wollüstige, einnehmende Miene, einen langen, völligen Wuchs, einen edlen Gang, eine majestätische Stellung, ein hohes Wesen, und einen auserlesenen Geschmack in der Wahl ihres Putzes.

Sie hatte ausgezeichnete Kenntnisse in den Sprachen und Wissenschaften, und war keine unglückliche Dichterin. Sie vereinigte Ueppigkeit und Eitelkeit mit der Liebe zu den Wissenschaften, Musik und Tanz mit den ernsthaftesten Studien, christliche Mildthätigkeit mit wahrer Ungerechtigkeit. Von den Uebungen

der Gottseligkeit ging sie schnell zu den sinnlichsten Lustbarkeiten über, und unmittelbar nach der frömmsten und strengsten Andacht hing sie allen aufs feinste ausstudirten Wollüsten nach. Sie ging fleißig in die Kirche, gab den Armen reichlich, hatte Gelehrte in ihrem Gefolge, die von ihrer Freigebigkeit lebten, that sich etwas zu Gute darauf, stets Liebesverständnisse zu unterhalten, immer neue Lustbarkeiten zu erdenken und anzuordnen, und in ihrem Leben nicht ihre Schulden zu bezahlen.

Maria Stuart.

Die Tochter Königs Jakob des Fünften von Schottland, aus dem Hause Stuart, und der Prinzessin Maria von Lothringen, erbte Maria acht Tage nach ihrer Geburt den Thron ihres Vaters *). Mit den Reizen der lieblichsten Kindheit geschmückt, und Erbin eines Thrones, erregte sie Hoffnungen in mancher liebenden und in vielen herrschsüchtigen Seelen. Die Großen ihres Reichs glaubten durch sie ihre Söhne auf den Thron zu heben, und selbst König Heinrich der Achte von England wünschte sie mit seinem Sohne Eduard vermählt zu sehen. Er schloß mit dem Regenten und dem Parlamente von Schottland einen Vertrag **), der ihm die Erfüllung seines Wunsches zusicherte. Es kam aber zu neuen Bewegungen in Schottland, welche diese Hoffnungen ver-

*) Im Jahr 1542.
**) 1543.

eitelten. König Heinrich wollte den offenen Bruch dieses Bündnisses rächen, und sammelte eben eine Armee, als der Tod ihn übereilte *) und die beabsichtigte Heirath rückgängig machte.

Die Regentschaft während der Minderjährigkeit König Eduards des Sechsten in England glaubte sich verpflichtet, die große Unternehmung nicht aufzugeben, und eine Armee drang in Schottland bis Edinburg vor. Die Königin Mutter wendete sich an Frankreich. Ihre Unterhandlungen wurden glücklich betrieben, die Prinzessin Maria wurde dem Dauphin versprochen, und eine Französische Armee landete in Schottland. Die junge Königin wurde eingeschifft und, sechs Jahr alt, nach Frankreich geführt **).

Der Königin Mutter gelang es nun ihre Absicht zu erreichen, das Parlament ernannte sie zur Regentin von Schottland ***), und ihre Tochter wurde mit dem Dauphin Franz

*) 1547.
**) 1548.
***) 1554.

von Frankreich vermählt *), als sie noch nicht ihr sechszehntes Jahr zurückgelegt hatte.

In der Blüthenzeit ihres Lebens prangte Maria mit allen Reizen der Anmuth, welche Schönheit und Liebenswürdigkeit mit hoher Verschwendung ihr gaben. Die blendende Weiße ihrer Haut, durch braune Locken gehoben, die seltene Zartheit ihrer Glieder, waren schwesterlich verbunden mit jeder Grazie ihrer Bewegungen, und mit den ausgezeichnetsten Geistesgaben, welche sie schmückten. Sie entzückte, wenn sie die Laute spielte, und bezauberte, wenn sie sprach oder sang. Der Sitte ihres Zeitalters gemäß, hatte sie sich auch dem trockenen Studium der Sprachlehre und Redekunst ergeben, und hielt in ihrem vierzehnten Jahre eine selbstverfertigte Rede in lateinischer Sprache zum Lobe der Wissenschaften, die alle Zuhörer überraschte und bezauberte. Doch der Musik und dem Gesange gab sich ihre Seele mit besonderem Wohlgefallen hin, und ihr Herz fand süße Weide unter den Blumen der Dichtkunst. Ihre Zeitgenossen bewunderten, was sie sang und dich-

*) 1558.

tete, und Ronsard, den man damals den Fürsten der Dichtkunst nannte, räumte ihren Gedichten eine ehrenvolle Stelle im Gebiete der Dichtkunst ein.

Ihr Herz war leicht, sorglos und offen, und lieber hätte es sich frei in der Sphäre eines fröhlichen Privatlebens bewegt, als auf dem Throne unter der Last des Purpurs gehoben. Es war vorauszusehen, das Weib werde der Königin den Rang abgewinnen, und ihr Herz auf Unkosten einer Krone die gewagtesten Spiele spielen.

Kaum war sie vermählt, als die Königin Maria von England starb, und sogleich mußte sie, wie ihr Gemal, Wappen und Titel einer Königin und eines Königs von England annehmen, indem die Englische Nation die Prinzessin Elisabeth als Königin ausgerufen hatte. Dieses unselige Unternehmen war der erste Keim, der in dem Herzen der Königin Elisabeth so tödliche Wurzeln des Hasses gegen Marien schlug.

König Heinrich der Zweite von Frankreich starb *), und der sechszehnjährige Gemal der

*) 1559.

Königin Maria bestieg den Thron, unter der Oberherrschaft des Kardinals von Lothringen. Die Wuth der katholischen Parthei gegen die protestantisch gesinnte Königin Elisabeth wurde heftiger, und von Schottland aus versuchte man alles, England und Schottland zum Schauplatz des Schreckens, des Fanatismus und eines Bürgerkrieges zu machen. Elisabeth aber kam zuvor, und rückte, die Sache der Protestanten in Schutz zu nehmen, mit einer Armee in Schottland ein. Der Sieg begleitete ihre Schritte. Die Französischen Truppen wurden geschlagen; die katholische Parthei lag unter.

Nach einer kurzen und ohnmächtigen Regierung starb Franz der Zweite *), und Maria wurde Wittwe.

Sie zog sich nach Lothringen zurück. Den Tod ihres Gemals und ihr Schicksal zu beweinen, lebte sie in stiller, friedlicher Einsamkeit sich und ihren Gefühlen. Glücklich, wenn das Schicksal ihr vergönnt hätte, ihre Tage in dieser Freistatt des Herzens zu beschließen! Aber, das sollte nicht seyn.

*) 1560.

Die Schotten sendeten einige Große des Reichs an sie ab. Diese trugen ihr die Wünsche und Bitten ihrer Nation vor, und überredeten sie, ihnen nach Schottland zu folgen.

Thränen des Dankes und der zartesten Empfindungen in den Augen, verließ sie ihre Freunde, schied sie von dem ihr so lieben Lande, und bestieg das Schiff, welches sie nach Schottland führen sollte. Während der Fahrt stand sie unbeweglich am Hintertheile des Schiffs, starr die Augen auf die fliehenden Französischen Küsten gerichtet, und rief mit bebender Stimme schluchzend aus:

„Lebe wohl, Frankreich! — Schönes Land, das mein Auge nie wieder sehen wird, lebe wohl.“

Das Schiff entging glücklich einer Englischen Flotte, und landete in Schottland.

Frohlockend und mit lautem Jubel wurde Maria empfangen. Ihr Herz schien sich zu beruhigen, die frohe Stimmung ihres Volkes entzückte die Königin, sie ergab sich unter frohen Gefühlen den süßesten Hoffnungen einer glücklichen Zukunft.

Kaum fing sie an, leichter sich auf dem Platze ihres Glücks zu bewegen, als Wer-

bungen um ihre Hand von allen Seiten sie bestürmten. Spanien, Frankreich und Oesterreich bewarben sich um das Glück, einen ihrer Prinzen von der jungen Königin zum Gemal gewählt zu sehen, und diese wußte nicht, was sie thun, wozu sie sich entschließen sollte, ob sie gleich einsah, es sey nöthig, den Schotten und dem bedrängten Lande einen König zu geben.

Elisabeth glaubte bei diesen Unterhandlungen nicht gleichgültig bleiben zu dürfen, erklärte durch ihren Gesandten Randolph sich lebhaft zu Edinburg gegen alle diese Heirathsvorschläge, und gab zu erkennen, sie wünsche, die Königin möge keinen ausländischen Prinzen zum Gemal wählen, indem sie zugleich zu verstehen gab, sie werde, geschehe die Wahl nach ihren Wünschen, Mariens Erbrecht im Parlamente erörtern lassen, und sodann die Thronfolge förmlich festsetzen.

Es bleibt unerklärbar, aus welchen Gründen Elisabeth selbst ihren eigenen Günstling, den Grafen Leicester, der Königin zu dieser Partie konnte vorschlagen lassen, dem aber Maria ihre Hand nicht reichen zu können erklärte; denn mit seinem Vater, dem Grafen

von Lenox, den die Stürme in Schottland verjagten, war jetzt Lord Heinrich Darnley aus England zurückgekommen, der bei seiner ersten Erscheinung der Königin Herz gewann. In der ersten Blüthe der Jugend, stark, von schönem Wuchs, bewegte er sich leicht und mit Anstand; die Form seines Körpers zeichnete ihn vor allen Männern seiner Zeit sehr vortheilhaft aus, und seine edle Haltung machte auf mehr als Ein Herz Eindruck.

Die Königin wollte nicht zurückbleiben. Ihre leichtbewegten Sinne fanden Wohlgefallen an dem schönen Manne, ihr Herz gab sich ihm zärtlich hin. Seit dem ersten Augenblicke, in welchem Maria ihn sah, war es entschieden, daß er der Glückliche war, dem das Kleinod geschenkt werden sollte, das andere mit so viel Mühe zu erringen vergebens trachteten.

Nicht Elisabeth allein, die Schotten selbst waren mit dieser Wahl nicht ganz zufrieden. Denn, eine gewisse Roheit, und mehr als zu viel Starrsinn und Eigenwilligkeit, machten Darnley allen, die ihn kannten, verhaßt. Dazu kam noch sein vertrauter Umgang mit einem gewissen David Rizzio, einem ganz

verhaßten Günstlinge der Königin, der als Sänger bei ihr im Dienste stand, aber sich in das Vertrauen seiner Gebieterin so sehr eingeschmeichelt hatte, daß man ihn beinahe als einen ihrer Minister betrachten mußte. Da er der Königin fast nie von der Seite wich, so gingen zuletzt alle Staatsgeschäfte durch seine Hände, und die Barone des Reichs sahen sich durch ihn nicht selten zurückgesetzt.

Maria ließ sich aber weder durch Elisabeths Drohungen, noch durch das Murren ihres Volks abhalten, ihr Vorhaben auszuführen, und indem ihre angesehensten Vasallen Zusammenkünfte hielten und bewaffnete Haufen zusammenzogen, vermählte sie sich *) mit dem erkohrnen, allverhaßten, von ihr geliebten Darnley zu Edinburg, und ohne das Parlament darüber zu fragen, erklärte sie sogleich den folgenden Tag, daß ihr Gemal Heinrich den Titel eines Königs von Schottland führen, und daß jede Regierungsakte und jedes gesetzliche Dokument mit den gemein-

*) Den 29sten Juny 1565.

schaftlichen Namen des Königs und der Königin unterzeichnet werden sollte. — Ein äusserst übereilter Entschluß, nach der Brautnacht, den die Königin vernichten zu können, in der Folge Alles darum gegeben hätte!

Der süße Rausch verflog nur allzu bald; nur wenige Monate dauerte das ersehnte Glück. Die Königin wurde kälter, gleichgültig gegen ihren Gemal, und bald wurde er ihr verhaßt. Sein Körper hatte bei der jungen begehrlichen Königin sein Glück gemacht, sein Geist konnte demselben keine Dauer geben. Er vernachlässigte, gesättigt, seine Gemalin, ergab sich dem Trunke, und suchte andere Vergnügungen.

Die Königin, welche nie Meisterin ihres Herzens war, verrieth gar bald dem Hofe, der Welt, und ihrem Gemal selbst, welche Reue sie über ihre Unvorsichtigkeit empfand, und wie sehr sie die Aufwallungen verwünschte, denen sie sich so leicht und unbesonnen hingegeben hatte, und Heinrich unterließ nicht, seine Freunde und den ganzen Zirkel seiner Umgebungen zu Zeugen seiner unglücklichen Lage anzurufen. Was ihn aber am tiefsten kränkte, war das unbeschränkte Zutrauen, mit welchem seine Gemalin noch immer den ihm jetzt ver-

haßten Rizzio beehrte, den er, vielleicht nicht ohne Grund, für seinen gefährlichsten Gegner hielt. Da seinen Haß gegen diesen Italiener der ganze Hof mit ihm theilte, so waren leicht einige Männer gefunden, die sich zum Untergange des Verhaßten verbanden. Man war entschlossen, den Uebermüthigen aus dem Wege zu schaffen, wenn der König dem Unternehmen seinen Namen geben und durch seine Gegenwart dasselbe gleichsam heiligen wollte. Dieser willigte ein, und die Verbundenen schritten zur That.

Den König an der Spitze, brachen sie in's Kabinet der Königin ein *), wo diese sich, verschlossen, nebst Rizzio und der Gräfin Argyle, bei einem lustigen Abendessen befand.

Rizzio, der sogleich die Absicht des schrecklichen Besuchs mit bangem Gewissen errieth, sprang von der Tafel auf, verbarg sich hinter die hocherschrockene Königin, die damals sich eben im sechsten Monat ihrer Schwangerschaft befand, klammerte sich fest an ihre Kleider an, und glaubte zitternd, geschützt von ihr zu seyn.

*) Den 9ten März 1566.

Laut aufschreiend, streckte bebend die Königin ihre Hand gegen die andringende Gewalt aus, ohne ein Wort sprechen zu können, ihren Günstling zu beschützen, aber vergebens. Ruthven und Douglas zogen ihre Dolche und gaben Rizzio die ersten Stiche hinter ihrem Rücken, bemächtigten sich seiner, schleppten ihn in ein Nebenzimmer und bohrten ihn mit sechs und funfzig Wunden nieder.

Diese blutige Begebenheit grub sich mit unverlöschlichen Zügen in's Herz der Königin so stark ein, daß nun an eine Versöhnung mit ihrem Gemal gar nicht mehr zu denken war. So groß und schrankenlos, als sie ihn zuerst sah, ihre begehrliche Liebe schnell gegen ihn aufgelodert war und ihr leicht empfängliches Herz entzündet hatte, so grenzenlos und unheilbar wurde jetzt ihr Haß gegen ihn. Sie floh seine Gegenwart, und gönnte ihm weder die geringste Macht, noch die äußere Würde eines Königs. Sie erfüllte die Wahrheit des Sprichwortes, daß nichts so sehr zu fürchten und nichts so unversöhnlich ist, als ein beleidigtes Weib. Ja, sogar bei ihrer Niederkunft *) und der Taufe

*) Den 19ten Juny 1566.

ihres Sohnes, (der in der Folge als Jakob der Sechste Schottland beherrschte, und als Jakob der Erste Englands Thron bestieg,) war von ihrem Gemal gar nicht die Rede. Auf sein Zimmer verschlossen, blieb er allein, und kam nicht zum Vorschein. Niemand wagte es, zu ihm zu gehen, aus Furcht, die Gunst der Königin zu verscherzen. Maria aber klagte laut über ihre unglückliche Lage, und jammerte öffentlich über unverdientes Unglück.

Diese Stimmung bahnte dem Grafen Bothwell den Weg zu ihrem Herzen. Er nahm sich ihrer Lage mit dem größten Eifer und Muthe an, und die Dankbarkeit der Königin war die erste Stufe, auf welcher er sich nach und nach bei ihr zu ihrem Günstling empor schwang.

Er war ein Mann ohne Grundsätze, ohne Sittlichkeit, ohne Scheu vor der Welt, oder vor sich selbst. Einer der mächtigsten Barone des Reichs, gebrauchte er die Hülfsmittel, die ihm zu Gebote standen, zu seinen Endzwecken, die selten gut und rechtlich waren, und erweckte dadurch Zutrauen gegen sich und seine Handlungen. Er schmeichelte der Königin, bestärkte sie in ihrem Unmuthe, reichte

ihr die Hand, ihre mislaunichten Befehle auszuführen, und gab ihrem Vorsatze, sich zu rächen, den lautesten Beifall.

In Mariens unbewehrte, rachglühende Brust schlich sich mit der Wärme der Freundschaft eine andere Leidenschaft ein, und mit Schrecken sah der Hof den traurigsten Ereignissen entgegen. Sie selbst schien ihre Neigung gar nicht verbergen zu mögen, und als Bothwell einst, wie es hieß, von Straßenräubern verwundet in ein benachbartes Schloß gebracht wurde, zog sie von Jedburg aus, wo sie sich damals befand, durch ein unwegsames, unsicheres Land achtzehn Schottische Meilen weit, sich selbst von seinem Unglück zu überzeugen.

Täglich wurde ihr Haß gegen ihren Gemal größer, aber sie wagte es dennoch nicht, einem Entwurfe zu einer förmlichen Ehescheidung, der ihr von mehrern, die sich ihre Freunde nannten, vorgeschlagen wurde, beyzutreten, weil sie wohl fühlte, daß dieser Schritt der Königin von England gegen sie die Waffen in die Hände geben, und die rechtmäßige Geburt ihres Sohnes zweideutig machen könnte;

ein Vorwand, der diesem den Englischen Thron kosten konnte.

Der König befand sich zu Glasgow, so eben genesen von einer schweren Krankheit, welche die Feinde der Königin beigebrachtem Gifte zuschrieben, welcher jedoch ihre Freunde einen schlimmern Namen gaben. Dort war er, von seinen mächtigen Anhängern umgeben, zu fürchten, und man sagt wirklich, er habe nach England fliehen wollen. Es kam daher, da man anfing ihn zu fürchten, darauf an, ihn zu bewegen, diesen Aufenthaltsort zu verlassen. Das wollte nicht gehen.

Maria mußte es also selbst übernehmen, durch Bitten und Schmeicheleien, die ganz in ihrer Gewalt waren, wenn sie wollte, ihn zu bewegen, Glasgow und die Gegend zu verlassen, in welcher seine Freunde und Anhänger sich befanden, die Macht genug hatten, ihrer Anhänglichkeit Gewicht zu geben. Wer wollte ihr widerstehen? Selbst er konnte es nicht, der von ihr und ihrem Betragen sich so tief gekränkt fühlte, der sich verachtet und beleidiget sah. Er gab nach, und wurde nach Edinburg, nicht in die Stadt, sondern auf

ein Landhaus eines Probstes, Kierkoffield genannt, außerhalb derselben gebracht.

Hier besuchte ihn Maria täglich, pflegte ihn mit vieler Sorgfalt, und behandelte ihn ungewöhnlich zärtlich. Er war nicht argwöhnisch, und gab sogar neu erregten süßen Hoffnungen Raum, die diese Behandlung ihm einflößte.

Am zehnten Tage nach seiner Ankunft an diesem Orte *), verließ die Königin ihn um zwölf Uhr des Nachts, einer Maskerade auf dem Schlosse beizuwohnen, und kaum zwei Stunden darauf wurde die Stadt durch einen schrecklichen Knall in Schrecken gesetzt. Das Landhaus, in welchem der König sich befand, war durch Pulver in die Luft gesprengt. Seinen Körper fand man todt, in den Garten geschleudert. Er war damals noch nicht ein und zwanzig Jahr alt.

Daß die Königin an der Verschwörung gegen sein Leben Theil genommen habe, ist selbst von vielen ihrer Gegner nur schüchtern behauptet, und durch nichts zur Gewißheit ge-

---

*) Den 9ten Februar 1567.

bracht worden, obgleich der Anschein gar sehr gegen sie war. Nur einzelne Stimmen, Lieder und Sonnette, die damals in Umlauf kamen, spielten darauf an. Gegen Bothwell aber hatte sich die allgemeinere Meinung erhoben, und sein Betragen vor und nach dieser That, der Vortheil, der ihm daraus erwuchs, die Aussage einiger von seinen Dienern und Helfern, die nachher zur Untersuchung und Strafe gezogen wurden, — alles dieß vereinigte sich, keinem Zweifel mehr über den Urheber dieser schrecklichen Katastrophe Raum zu geben.

Wie aber, daß Maria einem Manne von Bothwells ruchloser, allbekannter Denkungsart ihr Vertrauen schenkte? daß sie sich der öffentlichen Aeußerungen ihrer Leidenschaft für ihn nicht scheute? daß sie, als des Ermordeten Vater, Lenox, Bothwelln öffentlich vor Gericht forderte, durch mancherlei Anstalten die Gerichtstage hinausschieben ließ? daß sie diesem Manne endlich selbst ihre Hand reichte *), und ihn, nachdem sie ihn zum Herzog von

*) Den 15ten März 1567.

Orkney erhoben hatte, zu ihrem Gemal wählte? wie konnte sie das verantworten?

Dieser Schritt empörte alle Gemüther gegen die Königin, und brachte selbst ihre Freunde gegen sie auf. Die Barone des Reichs, Bothwells Tirannei schon längst müde, sammelten ein Heer, und nöthigten ihn und die Königin, nach Dunbar zu fliehen. Hier sammelten sie Soldaten, rückten ihren Gegnern entgegen, konnten es aber nicht wagen, eine Schlacht zu liefern, da sie sich bald von der Hälfte ihrer Truppen verlassen sahen, die zu dem Feinde übergingen. Selbst von dem Rückzuge abgeschnitten, umringt und ohne Hoffnung zur Flucht, that Maria einen entscheidenden Schritt, und verlangte eine Unterredung mit Kirkaldy von Grange, einem Mann von Ehre, den sie unter ihren Gegnern allein ihres Vertrauens würdigte. Er kam, und sie that den Vorschlag, auf anständige Bedingungen sich zu ergeben. Man forderte nur Bothwells Entfernung. Sie mußte einwilligen, und sich von ihm trennen.

Bothwell sah sie zum letztenmal einen Monat nach Vollziehung der Heirath, die er durch so viele Verbrechen erkauft hatte. Er begab

sich auf die Orkadischen Inseln, wo er von dem Gewerbe eines Meerräubers lebte, endlich aber den Dänen in die Hände fiel, und nach zehn Jahren, wahnwitzig, sein Leben im Kerker beschloß.

Obgleich die vornehmsten ihrer Gegner die Königin mit Schonung behandelten, so geschah dieß doch nicht von den Soldaten und dem Volke, und ihre Feinde traten mit einer Verachtung, mit einem Uebermuthe heran, der sie in Schrecken und in die traurigste Lage versetzte. Unter dem lautesten Schimpf und Spott trug man ihr eine Fahne vor, auf welcher ihr blutender Gemal und ihr auf den Knieen um sein Leben bittender Sohn abgemalt waren, und brachte sie in das Haus des Stadtvoigts. Den folgenden Tag wurde sie in das an einem See einsam liegende Schloß Loch-Lewin gebracht.

Die Barone berathschlagten nun, was zu thun sey, und beschlossen endlich, die Krone auf das Haupt des Prinzen zu setzen, und den Grafen Murray zum Regenten zu ernennen. Lord Lindsay, ein rauher Mann, bei dessen Namen die Königin schon zitterte, machte ihr diesen Beschluß bekannt, und sie wagte es

nicht zu widersprechen. Sie unterzeichnete ihre Verzichtleistung auf die Krone, und bestätigte den entworfenen Beschluß. Der König wurde gekrönt; der Regent trat seine Stelle an. — Die Ruhe war in Schottland wieder hergestellt.

Maria, der ein Aufenthalt wie ihr jetziger durchaus nicht gefallen wollte, hatte durch ihre Reize den jungen, achtzehnjährigen George Douglas, einen Bruder ihres Aufsehers, zu gewinnen gewußt, und nahm ihn durch tausend süße Versprechungen so ein, daß er ihr versprach, mit ihr zu entfliehen. Er erfüllte sein Versprechen, bemächtigte sich der Schlüssel zu ihrem Kerker, führte sie aus demselben, und brachte sie in ein bereit liegendes Boot *). Glücklich erreichten sie das Ufer. Maria bestieg ein Pferd, und rastete nicht eher, bis sie Hamilton erreicht hatte, das zwölf deutsche Meilen von Loch-Levin entfernt liegt, wo ihre Freunde erfreut sie aufnahmen.

Ihre Freunde kamen zusammen, und sogleich wurde beschlossen, die Truppen des Re-

*) Den 21sten Mai 1568.

genten anzugreifen. Aber der Ausgang des Treffens war nicht glücklich; Maria sah von einer Anhöhe die allgemeine Niederlage der Truppen ihrer Verbündeten, auf welchen ihre letzten Hoffnungen beruhten, mit Schrecken, und floh mit ängstlicher Eile, ohne zu rasten, beinahe zwanzig deutsche Meilen weit, bis sie die Abtei Dunfrain, an der südlichen Küste von Galloway gelegen, erreichte. Aber auch hier glaubte sie keinen sichern Aufenthalt zu haben, und faßte den unglücklichen Entschluß, nach England zu gehen. Sie schiffte sich nach Warkington ein, und wurde nach Carlisle geführt. Ihr Schicksal war nun entschieden.

Sie landete, und schrieb einen langen Brief an die Königin Elisabeth, in welchem sie ihre Begebenheiten erzählte, ihr Unglück und ihre Verlegenheit lebhaft schilderte, und also schloß:

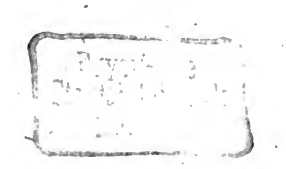
„Meine Hoffnungen, liebe Schwester! sind nun ganz allein auf Sie gerichtet. Ich bitte Sie, Befehl zu ertheilen, mich so bald wie möglich zu Ihnen zu führen, damit ich Trost und Beistand bei Ihnen finde, dessen ich so sehr bedarf. Mein Zustand ist mitleidenswürdig, und Sie werden gewiß mir Ihre Theilnahme nicht versagen, sobald ich Ihnen alles

erzählt habe, was mir begegnet, wie es mir ergangen ist. Ich bitte Gott, Ihre Tage zu mehren und Sie zu beglücken. Von seiner Güte und Ihrer Gewogenheit erwarte ich meinen Trost und meine Befreiung."

Elisabeth ließ sie ehrenvoll zu Carlisle empfangen, ließ ihr aber zugleich sagen: „Da die öffentliche Stimme sie als Mörderin Ihres Gemals anklage, so müßte sie sich darüber rechtfertigen und Ihre Unschuld beweisen. Die Verbrechen, deren man sie beschuldige, wären zu groß, als daß die Königin, ohne ihrer eigenen Ehre zu nahe zu treten und die Verwandten des ermordeten Königs zu beleidigen, in eine Zusammenkunft willigen könne, ehe jenes geschehen sey. Der heiße Wunsch, die Unschuld ihrer geliebten Schwester, an der sie nie gezweifelt habe, gerettet zu sehen, sey so groß, daß die Königin den Weg zu einer öffentlichen Vertheidigung gebahnet habe."

Maria, die nach Bolton und dann nach Tutbury unter die Aufsicht des Grafen von Shrewsbury gebracht wurde, sah nun mit Schrecken, daß sie ihre Unabhängigkeit verloren, und daß sie dieselbe an eine Feindin verloren hatte. Sie war außer sich, und mußte

sich ihrem Schicksale ergeben. Die Commissarien waren ernannt, an deren Spitze sich der Herzog von Norfolk, der längst ihr geheimer Freund gewesen war, befand, und Maria ernannte die ihrigen. Die Conferenzen begannen in York. Elisabeth aber fand für gut, dieselben nach London zu verlegen. Maria that neue Schritte, Elisabeth zu einer Unterredung zu bewegen, aber vergebens, und mußte, ob sie es gleich nicht ohne den nachdrücklichsten Vorbehalt ihrer Rechte that, in die Fortsetzung des Prozesses willigen. Die Anzahl der Commissarien wurde von beiden Seiten vermehrt, und die Verhandlungen hatten ihren Fortgang. In diesem Augenblicke trat der Regent von Schottland mit der noch immer zurückgehaltenen Beschuldigung, daß Maria Antheil an der Ermordung ihres Gemals genommen habe, hervor, ohne dieselbe jedoch mit andern Beweisen, als mit den damals allbekannten und schon erwähnten Sonetten, Liedern und Briefen, deren Aechtheit schon längst angefochten worden war, unterstützen zu können.



Die Commissarien gingen jedoch nicht bedächtlich genug zu Werke, und als Mariens Vertheidiger darauf drangen, glaubwürdige Originale der Briefe vorzulegen, wurde darauf gar nicht geachtet. Elisabeth selbst ließ dem Regenten erklären, sie finde zwar sein Benehmen untadelhaft, aber sie könne dennoch in den Aussagen nichts finden, was seine Monarchin verdächtig mache, oder in dieser Sache ihr zum Vorwurf gereichen könne.

Der Herzog von Norfolk, ein Freund und Verehrer der unglücklichen Königin Maria, correspondirte heimlich mit ihr, hegte, wie man sagte, die Hoffnung, durch seine Anhänglichkeit des Glücks theilhaftig zu werden, ihre Hand zu erlangen, und wendete alles an, sie zu befreien. Unvorsichtig genug, vertraute er sein Geheimniß mehrern, die er für Freunde hielt, und wurde verrathen. Schon waren Truppen zur Ausführung dieses Vorhabens versammelt, indeß Elisabeth mit dem Regenten in Unterhandlung trat, Marien nach Schottland zurückzuliefern. Der Regent wurde von seinem Feinde Hamilton von Bothwellaugh

erschossen, und so eben würde Norfolks Vorhaben entdeckt.

Er wurde vor ein feierliches Tribunal gestellt, wo vier und zwanzig Pairs das Todesurtheil über ihn aussprachen. Seine Hinrichtung *) erfüllte das Volk, das ihn liebte, mit Mitleid und tiefer Trauer.

Ueberall erhob sich jetzt der Fanatismus der Katholiken gegen die Protestanten. In Spanien, Frankreich und Holland flammte der Mordlust Fackel, von tobenden Priestern geschleudert, und auch in den Busen von England gedachten sie die sprühenden Funken zu schleudern. Dieß verschlimmerte Mariens Lage, die mit ganzer Seele Katholikin war, und Elisabeth fürchtete mehr die Priester ihrer Religion, als die wehrlose Königin selbst. Doch sie, geschmückt mit allen Gaben, die Reize, Beredsamkeit und Anmuth ihr liehen, durch ihr Schicksal selbst noch liebenswürdiger gemacht, sie, befreit, an der Spitze einer Rebellion, was hätte daraus entstehen können?

*) Den 2ten Juny 1572.

Sie wurde nun der Obhuth des Grafen Shrewsbury abgenommen, dem Sir Amias Paulet übergeben, und in engere Verwahrung nach Fortheringay-Castle gebracht. Neuere Gefahren, die der Königin Elisabeth und dem Staate drohten, der Haß aller derer, die in einer Rebellion etwas zu verlieren hatten, gegen Marien, erweckten endlich gegen sie ein allgemeines Geschrei.

Sie schrieb abermals an die Königin Elisabeth einen rührenden Brief, als nach des Regenten Tode ein Bürgerkrieg in Schottland ausbrach und ihr Sohn gefangen genommen worden war, bat um ihre Verwendung für seine Freiheit, um Theilnahme an ihrem Schicksale und um ihre Befreiung. Nachdem sie sich in Bitten erschöpft hatte, schloß sie dieses Schreiben mit den Worten:

„Meine Geduld ist erschöpft, und es komme über mich, was da will, so kann ich nicht länger in einer so unanständigen Unterdrückung leben; lieber will ich sterben, wenn es seyn muß, als mich dem allen hingeben, was man mir anthut. Ich bin nicht um das

meinige, aber um das Leben meines Sohnes besorgt. Nehmen Sie sich seiner an, ich beschwöre Sie bey der Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde, bei der Blutsverwandtschaft, in der Sie mit ihm stehen. Geben Sie nicht zu, daß die Feinde über meiner und der Leiche meines Sohnes frohlocken, und trauen Sie ihnen selbst nicht. Ein Verbrechen bahnt dem andern den Weg, und keiner darf Verräthern trauen."

Das Parlament hatte indessen, durch die Zeitumstände veranlaßt, einen Beschluß abgefaßt, in welchem festgesetzt wurde: daß im Fall einer Rebellion, welche durch oder für einen Kronprätendenten angestiftet würde, die Königin befugt seyn sollte, die Urheber derselben vor eine Commission zu stellen, und würden sie schuldig befunden, dieselben hinrichten zu lassen.

Maria hatte nun achtzehn Jahre im Gefängniß geschmachtet, ihre Klagen blieben ungehört, ihre Briefe unbeantwortet; abgeschieden von allem, was die Welt Erfreuliches hat, blieb sie derselben selbst eine Abgeschiedene. Größer wurde das Uebermaß ihrer Leiden mit

jedem Tage, und ihre Sehnsucht nach Freiheit heftiger, je mehr Unrecht sie zu empfinden glaubte. Daß sie ihrem Gefängnisse zu entkommen suchte, war eben so gewiß, als der Wunsch ihr zu verzeihen war; denn daß die Königin Elisabeth ihren Kerker öffnen würde, darauf konnte sie nun nicht mehr rechnen.

Jetzt entdeckte *) der Staatssecretär Walsingham eine schon weit vorgerückte Verschwörung. Ein fremdes Heer sollte in England landen, Elisabeth ermordet und Maria befreit werden.

Priester und Zöglinge auswärtiger Seminarien waren die Bundes-Mitglieder, an deren Spitze Anton Babington sich befand, ein junger, vermögender Mann, entschlossen, und von dem Wunsche beseelt, Mariens Befreier zu werden. Das Verbrechen war erwiesen, der Prozeß kurz, sie wurden alle als Hochverräther hingerichtet.

*) Im August 1586.

Maria kam sogleich in Untersuchung. Sie läugnete, die Verschwornen gekannt zu haben, wollte nichts von gewechselten Briefen wissen, sagte, daß ihre verhafteten Secretaire Naue und Kurle nie von ihr bevollmächtiget gewesen wären, dergleichen in ihrem Namen zu beantworten, verlangte, daß man ihre eigene Handschrift ihr vorlegen sollte, und schwur bei der Gnade Gottes, sie habe nie einen Mordanschlag gegen das Leben der Königin im Sinne gehabt, noch weniger denselben begünstiget.

Dabei blieb sie. Die Commissarien hoben die Untersuchung auf, gingen nach Westminster zurück, und sprachen das Todesurtheil gegen sie aus; das Parlament bestätigte dasselbe.

Gern hätte Elisabeth es gesehen, hätte man ihr den Gefallen gethan, auf einem andern als öffentlichen Wege dem Todesurtheile zuvorzukommen, aber keiner wollte sie verstehen, sie von einer Feindin zu befreien, deren Untergang beschlossen war. Sie mußte also den entscheidenden Schritt selbst thun, und das Todesurtheil unterzeichnen. Es geschah,

und die Grafen von Shrewsbury und Kent erhielten den Auftrag, der Vollziehung des Todesurtheils beizuwohnen.

Maria vernahm die Ankündigung des Todesurtheils mit Verwunderung, doch ohne auffallende Bestürzung.

„Wenn es, — sagte sie — der Wille der Königin von England ist, und die Vorsehung es so beschlossen hat, so sterbe ich willig und gern. Willkommen soll der Tag mir seyn, der meine Leiden endet. Eine Seele, welche die flüchtige Bitterkeit eines schmerzhaften Augenblicks fürchten könnte, wäre nicht werth, des Himmels Freuden zu genießen.“

Hierauf legte sie die Hand auf die Bibel, und sagte:

„Was aber Babingtons Verschwörung betrifft, so erkläre ich hiermit nochmals feierlich, daß ich an derselben keinen Antheil, und nie einen Anschlag gegen das Leben der Königin im Sinne gehabt, oder gemacht habe.“

Sie begehrte hierauf einen Beichtvater von ihrer Religion, der ihr aber abgeschlagen

wurde, indem man ihr sagte: der Dechant von Peterborough werde sie in der wahren Religion unterrichten und trösten.

Als die Grafen sie verlassen hatten, setzte sie sich zur Tafel, ihre Abendmahlzeit zu halten, speiste aber wenig, und da sie sah, daß ihre Leute weinten, sprach sie ihnen mit heiterer Miene Trost zu, und sagte zu ihnen: „sie sollten sich freuen, daß sie nun bald von den Leiden erlöset würde, welche die Menschheit umgäben."

Der Graf von Kent hatte zu ihr gesagt: „Ihr Leben würde der Tod der protestantischen Religion gewesen seyn, der ihr Tod nun neues Leben geben würde." Daher sagte sie zu ihrem Arzte Bourgoing: „Es sey dieß ein Beweis, daß sie der Religion wegen sterben müsse, und nicht, weil sie die Königin Elisabeth beleidiget habe."

Sie machte ihr Testament, setzte ein Verzeichniß ihrer Verlassenschaft auf, disponirte über dieselbe, vertheilte Geld unter ihre Leute, und schrieb Briefe, in welchen sie dieselben

dem Könige von Frankreich und dem Hause Guise aufs lebhafteste empfahl. Sie legte sich hierauf zu Bette, schlief ruhig, und als sie aufstand, verrichtete sie ihr Gebet. Sie ließ hierauf ihre Leute zusammenrufen, tröstete dieselben, beschenkte sie, und ihr Testament wurde verlesen. Dann zog sie ein schwarzsamtnes Trauerkleid an, und schmückte sich mit ungewöhnlicher Sorgfalt.

Um acht Uhr traten der Oberrichter und seine Begleiter in ihr Zimmer; diesen folgte sie, auf ihre Frauen gelehnt, in den Saal, wo das Todesurtheil vollzogen werden sollte. Ein Agnus Dei hing an einem Rosenkranze an ihrem Halse, und in der Hand trug sie ein Kruzifix von Elfenbein.

Ihr Haushofmeister Melvil warf sich ihr zu Füßen, und stammelte weinend:

„Wie unglücklich bin ich, dieß zu erleben! Wie unglücklich bin ich, diese Botschaft des Schreckens nach Schottland bringen zu müssen!“

Die Königin hob ihn auf, und rief ihm zu:

„Trockene deine Thränen, Melvil! und freue dich vielmehr mit mir, mich erlöset zu sehen von allen Kümmernissen des Lebens. Die Welt ist ein Wohnplatz der Traurigkeit, ich aber gehe nun ein in das herrliche Haus der ewigen Freude. — Gehe nach Schottland und Frankreich, und erzähle, daß ich standhaft gestorben bin, in meiner Religion. Grüße meinen Sohn, und sage ihm, daß ich nichts von meinen Rechten vergeben habe; ermahne ihn, Freundschaft zu halten mit der Königin von England, und diene ihr selbst treu und redlich, wie du mir gedient hast. — Gott vergebe allen denen, die nach meinem Blute gedürstet haben!"

Sie verlangte die Begleitung von drei männlichen und zwei weiblichen Bedienten zum Richtplatz. Dieß schlug der Graf Kent ihr ab. Sie blickte ihn stolz an, und sagte:

„Ich bin die nächste Verwandte Eurer Königin, vom Königlichen Blute Heinrichs des Siebenten entsprossen, eine vermählte Königin von Frankreich, eine gesalbte Königin

von Schottland. Wie könnt Ihr mir verweigern, was Ihr jeder andern Frau von geringerem Stande gewähren würdet?"

Die Commissarien berathschlagten sich, und gestanden ihr zu, was sie begehrte.

Sie bestieg hierauf das errichtete, schwarz beschlagene Schaffot; Melvil trug die Schleppe ihres Kleides. Auf dem Schaffot stand ein schwarzbeschlagener Stuhl, und ein schwarzbeschlagener Block, vor welchem ein Kissen lag.

Als sich Maria gesetzt hatte, wurde ihr Todesurtheil abgelesen. Der Dechant Fletcher hielt eine lange Rede an sie, sie aber fiel ein: „er möchte sie ungestört in der Römischen Religion sterben lassen, der sie nie entsagen werde."

Sie fiel auf die Knie, bat um eine baldige, glückliche Auflösung, betete für die tiefgebeugte Kirche, für ihren Sohn, und für die Königin Elisabeth, der sie eine lange, glückliche Regierung wünschte.

Als sie ihr Kruzifix mit vieler Inbrunst küßte, rief ihr, von protestantischem Eifer ergriffen, der Graf Kent zu: „Sie möge doch

lieber Christum im Herzen, als in den Händen haben.“ Sie aber antwortete mit der größten Fassung: „es sey unmöglich, einen solchen Gegenstand in der Hand zu tragen, ohne denselben nicht auch tief im Herzen zu haben.“

Nun befahl sie ihren Frauen, näher zu treten, und als die Nachrichter ihr zugleich nahe traten, wies sie ernsthaft dieselben zurück, und sagte lächelnd: „Sie sey nicht gewohnt, sich von solchen Dienern bedienen zu lassen.“

Ihre Leute fingen an zu wehklagen, Maria aber legte den Finger auf den Mund, ihnen Stillschweigen zu gebieten. Gleich darauf band eine ihrer Kammerfrauen ihr ein Tuch um die Augen, und sie legte ganz gefaßt ihr Haupt auf den Block. Der Streich fiel, und endete ihr Leben *). Der Nachrichter hielt das blutende Haupt den Zuschauern vor, und der Dechant rief aus:

*) Den 8ten Februar 1587.

„So müssen alle Feinde der Königin Elisabeth sterben!“

Ganz allein setzte der Graf Kent hinzu: „Amen!“

Die Anwesenden standen, von starrem Erstaunen ergriffen, sprachlos.

Mariens Körper wurde in einen bleiernen Sarg gelegt, und mit Gepränge in der Stiftskirche zu Peterborough beigesetzt. In der Folge ließ Jakob der Erste ihn nach Westminster in die Kapelle Heinrichs des Siebenten bringen.

Johanna Shore.

Der Seidenhändler Winstead, ein sehr bemittelter Mann zu seiner Zeit in London, hatte eine einzige Tochter, Johanna, die er so zärtlich liebte, daß er mit Vergnügen ihr Alles aufgeopfert hätte. Deshalb wendete er auch an, was nur anzuwenden war, ihr eine glänzende Erziehung zu geben, und was damals nur dazu gehörte, ein Mädchen auf vornehmen Fuß zu bilden, das wurde von ihm ergriffen, seiner Tochter diese Vollkommenheiten zu geben. Sie spann, sie nähte, sie stickte, sie tanzte, spielte die Laute, und sang dazu zum Entzücken.

Mit jedem Tage entwickelten sich ihre Talente herrlicher, und ihre lebhafte Fantasie gab ihren Worten und Handlungen einen gewissen romantischen Schwung, einen Anstrich von bezaubernder Anmuth, der allgemein gefiel. Was nun noch den Reiz derselben unendlich erhöhte, war ihre außerordentliche

Schönheit. Wer sie kannte, sprach von ihr, als von einem der liebenswürdigsten und vollkommensten Mädchen der Stadt.

Da konnte es nun gar nicht fehlen, unter so vielen Bewunderern ihrer Reize und Talente mußten sich auch Liebhaber befinden. Täglich vermehrte sich die Zahl ihrer Anbeter, und mehrere Herren von Stande befanden sich unter denselben.

Das wollte dem Vater nicht so ganz gefallen, er fürchtete mancherlei unangenehme Folgen, und that sie zu seiner Schwester aufs Land.

Hier nährte sie ihre Seele mit den süßen Empfindungen der Ideenwelt, die ihre Freuden bei rieselnden Quellen, unter schattigen Bäumen, in dichten Hainen findet, die mit dem Sange der Nachtigall und dem Zwitschern der Grille sympathisirt, und bei sanftem Mondenscheine schönen Augen stille Thränen süßer Wehmuth entpreßt. Dieß machte ihr Herz verwundbarer, als alle Freuden der geräuschvollen Stadt es thun konnten.

So gestimmt, kam sie nach einem Jahre wieder nach London zurück, und ihr Vater empfing sie mit offenen Armen.

Kaum wußte man sie in der Stadt, so schwebte der leichte Schwarm der Anbeter wieder herbei, belagerte das Haus, und machte sich so bemerkbar, daß dem guten Vater oft das Herz weit schwerer als der Tochter wurde.

„Der Lärm muß sich legen, — sprach er bei sich selbst. — Ich will meine Tochter verheirathen."

Und, das that er.

Matthias Shore, ein reicher Goldarbeiter, durch seine gute Arbeit eben so vortheilhaft, wie durch seine Rechtschaffenheit bekannt, wurde von ihm zum Tochtermanne gewählt. Die Tochter hatte nichts gegen die Wahl ihres Vaters einzuwenden, und gab dem gewählten Manne die Hand.

Unter Johannens Anbetern war ein gewisser Lord Hastings, Kammerherr des Königs, ein Freund alles dessen, was hübsch und artig war. Dieser konnte der schönen Frau die Bewunderung nicht entziehen, welche er dem schönen Mädchen geschenkt hatte, ja, er glaubte sogar jetzt einen Schritt weiter gethan zu haben, oder ihn wenigstens thun zu können, und machte Bekanntschaft mit dem Manne,

bei dem er mancherlei bestellte und vielerlei kaufte. Unter diesem und jenem Vorwand, zu sehen, ob die bestellte Arbeit fertig sey, dieß und jenes noch anzugeben und zu erinnern, kam er fast gar nicht aus des Goldarbeiters Hause, sprach viel, war nicht vom Platze zu bringen, und erhaschte jede Gelegenheit, der schönen Frau etwas Artiges zu sagen, was diese auch gar nicht ungern hörte; ja, er fand sogar, (was sich wohl finden läßt,) Gelegenheit, ihr seine Liebe zu gestehen.

So sehr Johanna sich nun auch geschmeichelt fühlen mußte, dieß zu hören,, so schien sie doch von dieser Erklärung sehr überrascht zu seyn, und da der Lord ein wenig zudringlich wurde, so machte dieß die gute Frau so verlegen, daß sie sehr laut wurde, und da eben ihr Mann herbei kam und gar deutlich hörte, wovon die Rede war, so verbat er sich ganz höflich, ein für allemal, den gefälligen Zuspruch Sr. Herrlichkeit.

Der Lord ging, aber er nahm sich vor, sich zu rächen.

König Eduard der Vierte hatte eben seine Streitigkeiten mit dem Hause Lankaster geendiget, und bekam Zeit, sich um angeneh-

mere Dinge zu bekümmern. Noch dazu war er eben um eine neue Geliebte verlegen, und ging darauf aus, eine zu finden. Sein getreuer Kammerherr Hastings ermangelte nicht, mit ganz besonderem Entzücken von der schönen Johanna Shore zu sprechen und zu versichern, sie sey die Schönste in der Stadt, vielleicht gar im ganzen Reiche.

Dieß machte den König neugierig, sie zu sehen. — Von einem einzigen Diener begleitet, ging er unter dem Namen eines Kaufmanns zum ehrlichen Shore und kaufte ihm mancherlei ab.

Dieser, der nicht die geringste Ahnung davon hatte, wer der Käufer sey, war so artig, ihn auf ein Glas Wein auf sein Zimmer zu bitten. Hier sah und sprach der Verkleidete die schöne Johanna, wurde von ihren Reizen entzückt, und von der Anmuth ihres Geistes und ihrer Unterhaltung bezaubert. Wonnetrunken verließ er das Haus, und ließ sein Herz zurück. Dieß gestand er seinem Vertrauten Hastings, und bat ihn, ihm zu einer Zusammenkunft außer ihrem Hause mit der schönen Frau zu verhelfen.

Hastings machte sich an eine Nachbarin der schönen Johanna, welche in ihrem Hause viel galt, und brachte es dahin, daß der Mann ihr erlaubte, mit dieser auf einen Maskenball zu gehen.

Hier waren sie nicht lange, als ein Gelispel durch die Reihen rann: „Der König! der König!“ — Alle richteten die Augen auf ihn. Er ging umher, näherte sich der schönen Johanna, und zog sie zum Tanze auf.

Der Tanz war geendiget. Der König drückte ihr ein Briefchen in die Hand, welches ihr sagte, wer der Kaufmann gewesen sey, der in ihrem Hause sich mit ihr unterhalten habe, daß dieser Mann sie herzlich liebe, und nichts sehnlicher wünsche, als von ihr wieder geliebt zu werden.

Die Frau Nachbarin wurde zur Vertrauten gemacht. Sie schien außer sich zu seyn, sprach von einem ungeheuern Glück, fand, der König sey außerordentlich schön und liebenswürdig, wußte, er sey ungemein freigebig, hatte noch allerlei zu bemerken, vielerlei zu erklären, und schloß damit: Es müsse doch etwas ganz Allerliebstes seyn, von einem Könige geliebt zu werden.

Johanna schwieg. Die Nachbarin hatte gewonnen. Eine Promenade gegen Abend, und Johanna war bei dem Königlichen Liebhaber.

Aengstlich wartete der arme Mann die ganze Nacht hindurch vergebens auf seine Frau, durchlief den folgenden Morgen die halbe Stadt, fragte bei den Aeltern, bei allen Verwandten und Bekannten nach ihr, und fand sie nirgends.

Die Frau Nachbarin war endlich selbst so gefällig, ihm zu sagen, wo die Theuere sich befand, und er wagte es nicht, sie dort abzuholen, wurde schwermüthig, und verließ die Stadt. Er durchstreifte wehmüthig die halbe Welt, setzte sein Vermögen zu, wurde halb wahnwitzig, kam wieder nach London, und starb dort in größter Armuth und im äußersten Elend.

Johanna aber durchlebte nun glückliche Tage der Freude, und taumelte von Lustbarkeit zu Lustbarkeit, von Entzücken zu Entzücken, sah sich von einem König geliebt, und vergöttert von seinem Hofe.

Der König, im Besitze der Geliebten, war eben so glücklich und entzückt, als sie. Er

überließ sich ihr ganz, und gab und nahm, was Liebe Süßes geben und nehmen kann. — Johanna fand sich so gut in ihre Lage, daß es schien, als sey die Rolle, die sie jetzt spielte, ihr gar nicht neu; kurz sie benahm sich ganz so, wie sie sich als die Geliebte eines Königs benehmen mußte, theilte Geschenke aus, nahm welche an, wagte Vorbitten, erbat Belohnungen, entzückte, und ließ sich bewundern.

Aber dieses Lebens Herrlichkeit war leider! nicht von langer Dauer. Der König starb *), und Johanna beweinte mit seinem Tode den erloschenen Glanz, der sie umgab. Lord Hastings war so galant, ihr seine Unterstützung anzubieten. Sie floh in die Arme dieses Freundes, und belohnte seine Gutmüthigkeit mit der zärtlichsten Liebe.

Doch auch diese Freistätte süßer Zärtlichkeit wollte das Schicksal ihr nicht gönnen.

Richard der Dritte schwang sich, nach der Ermordung seiner Bruders-Söhne, auf den Thron, und ließ den Lord Hastings hinrichten. Johanna wurde festgenommen, und der König übergab sie einem öffentlichen Gericht. Sie

*) Im Jahr 1483.

wurde vieler Vergehen und eines unordentlichen Lebenswandels wegen angeklagt und dem geistlichen Tribunal des Bischofs überliefert. Von diesem wurde sie zu öffentlicher Kirchenbuße in der Kathedralkirche zu London verdammt.

Sie war außer sich, als ihr dieß angekündiget wurde, mußte sich aber bequemen, zu thun, was ihr auferlegt worden war, wollte sie ihr Leben retten.

Ganz weiß gekleidet, eine Kerze in der Hand, wurde die schöne Johanna, welche sonst die Königin der glänzendsten Hoffeste, der Angelstern der ganzen eleganten Welt, die Beherrscherin so vieler Herzen, die Geliebte eines zärtlichen Königs war, der ihr nichts versagte, in Prozession, mit vorgetragenem Kreuze, durch das Gedränge des spottenden Pöbels, in die Kirche geführt.

Sie schlug, zitternd, die nassen Augen nieder, wankte bebend und außer sich durch die gaffende Menge, hörte den Spott des Volks, die kränkenden Bemerkungen misgünstiger und schadenfroher Feinde, und kam, einer Träumenden gleich, in die gefüllte Kirche. — Wer kam nicht herbei, die ehemalige Geliebte des

Königs in einer Lage zu sehen, in welcher noch keine vor dem Publiko erschienen war! Umgeben vom Glanz des Hofes, gebietend, in der Pracht einer Königin, hatten sie die Glückliche in all' ihrer Herrlichkeit gesehen, und jetzt sahen sie dieselbe in der Tracht der demüthigsten Verbrecherin, knieend vorm Altare, wo sie nach einem aufgesetzten Formular, vor einem Prediger, sich öffentlich aller Sünden schuldig geben mußte. Ausgewählt waren die Worte einer Selbstanklage, wie sie nur dem verworfensten Weibe in den Mund gelegt werden konnte. Mit bebenden Lippen stammelte Johanna sie her, und sank mit dem letzten Worte in Ohnmacht.

Nach diesem schrecklichen Vorgange ließ König Richard öffentlich bekannt machen: Es sey bei Lebensstrafe und Verlust des Vermögens Jedermann verboten, der Sünderin und Verbrecherin Johanna Shore Lebensmittel zu reichen, sie zu beherbergen, oder ihr irgend eine Erleichterung ihres Schicksals zu verschaffen.

Dieses entsetzliche Gebot wurde pünktlich erfüllt. Elend, matt, entstellt, wandelte Johanna hungernd durch die Straßen, und alle Thüren und alle Herzen waren ihr verschlossen.

Ihre stummen Bitten blieben unerhört, ihre lauten Klagen verhallten; wie vor einem Scheusale, floh vor ihr die ganze Stadt.

Ein Bäcker, dem ihre Vorbitte, als sie noch des Königs Freundin war, das Leben rettete, welches er einer Frevelthat wegen verwirkt hatte, gab der Unglücklichen ein Brod, und wurde gehenkt.

Man stelle sich die schreckliche Lage des unglücklichen Weibes vor. Durch die belebteste Stadt wandelte sie wie unter Ruinen, durch Reihen von Menschen ging sie als wie durch steinerne Pfeiler. Alle Augen waren von ihr gewendet, kein Ohr öffnete sich ihren Bitten und Klagen. Ein wandelnder Schatten, durchwankte sie die Straßen, weinend und wehklagend, und keine tröstende Stimme ertönte, keine helfende Hand streckte sich ihr entgegen. Ihre Anverwandten mußten die Klagende von ihren Thüren weisen; Vater und Mutter tödtete der Gram.

Außerhalb der Stadt, auf den Feldern, wankte Johanna klagend umher und suchte Nahrung auf den Straßen, unter den weggeworfenen, verdorbenen Eßwaaren. Ihr elen-

des Leben zu erhalten, verschlang sie im wüthendsten Hunger, was sie fand.

So lebte sie, in der größten Armuth, zwei Jahr unter König Richards, vier und zwanzig Jahr unter Heinrichs des Siebenten und achtzehn Jahr unter Heinrichs des Achten Regierung. Sie, die auf dem Gipfel des Ueberflusses, neben einem König gestanden hatte, der sie liebte, lag unter freiem Himmel, ohne Obdach, halb nackend, hungernd, während andere Liebchen dieser Könige schwelgten, ohne an Johannens Schicksal zu denken, und starb 96 Jahr alt, Hungers, in einem Graben der nördlichen Vorstadt von London, der, zum Andenken der Unglücklichen, noch jetzt der Shore-Graben genannt wird.

Anna Boleyn.

Anna Boleyn, von der Liebe, zu ihrem Unglück, bis zum Throne geführt, war die Tochter des Kabinets-Schatzmeisters, Esquire Thomas Boleyn.

Man weiß nichts von ihrer Erziehung, nichts von ihren Jugendjahren zu sagen. Sechszehn Jahr alt, ging sie im J. 1515 als Staatsfräulein mit der Prinzessin Maria, der Schwester König Heinrichs des Achten, nach Frankreich, wo diese an den König Ludwig den Zwölften vermählt wurde. Der Tod des Königs trennte diese Ehe nach drei Monaten wieder. Anna Boleyn blieb, als ihre Gebieterin nach England zurückging, noch einige Zeit bei der Königin Claudia und der Duchesse d'Alençon in Frankreich zurück, und sah erst im Jahr 1527 ihr Vaterland wieder.

Sie war sehr interessant, und als der König, der ungemein reizbare Heinrich der Achte, sie zum erstenmal in ihres Vaters

Garten sah, unterhielt er sich so lebhaft mit ihr, daß es allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Während dieser Unterhaltung verliebte er sich sogleich in sie, und sagte, als er zurückkam, zu seinem Günstling, dem Cardinal Wolsey:

„Eben habe ich mit einem Mädchen gesprochen, das Verstand hat wie ein Engel, und werth ist, eine Krone zu tragen.“

„Immer genug, — lächelte der Cardinal; — wenn sie nur Ihrer Liebe werth ist!“

„O! ich fürchte nur, — fuhr der König fort, — dieser himmlische Geist wird sich nicht bis zu Menschen herablassen mögen.“

Der Cardinal, der nichts mehr wünschte, als den König von Geschäften zu entfernen, um allein nach Wohlgefallen regieren zu können, sprach ihm Muth ein, und sagte, als König könne er Alles hoffen, Alles erhalten, wenn er sich des Magnets zu bedienen wisse, den große Herren besäßen, alles an sich zu ziehen. Er rieth ihm, den Vater zum Lord, und die Tochter zum Staatsfräulein bei seiner Gemalin zu ernennen.

Dieser Rath kam dem König sehr gelegen, und er schrieb eigenhändig an das Fräulein:

„Ich habe Sie so schön, so liebenswür-
dig und reizend gefunden, daß ich dem
Glück ewig verbunden bin, welches mich
Sie gestern finden ließ, und mir Ihre ange-
nehme Unterhaltung gewährte. Ich fand,
daß Ihre Verdienste Ihnen einen ansehn-
lichern Rang bestimmen, und Ihr Haus
ist höherer Ehrenstellen würdig. Für
diesmal ersuche ich Sie, beikommende
Ernennung zu einem Staatsfräulein bei
meiner Gemalin anzunehmen. Mein
Herz wird Ihnen weit mehr anbieten,
und ich werde stets bleiben Ihr gnädiger
König, der Sie liebt.“

Anna hatte durch einen Vetter, der Page
des Königs war, schon Nachricht von dem Ge-
spräche seines Herrn mit dem Cardinal er-
halten, und gab den erhaltenen Brief ihrem
Vater zu lesen. Dieser sah sich schon mit
Ehrenstellen bekleidet, dem Throne nah, und
ermahnte seine Tochter, des Königs Wünsche
zu begünstigen.

Katharina, des Königs Gemalin, empfand,
als Anna als Staatsfräulein bei Hofe erschien,
eine Ahnung von dem, was geschehen würde,
und sagte zu einigen Damen:

„Die Erscheinung dieser Anna Boleyn am Hofe ist ein drohendes Unglück. Ich muß den König ersuchen, diese Stelle einer andern zu geben.“

Das war aber vergebens. Anna wurde die Quelle, aus der alle Gnadenbezeigungen des Hofes flossen. Der König erhob ihren Vater zum Vicomte von Rochefort, und gab ihm die ansehnlichsten Staatsbedienungen und die rühmlichsten Gesandtschaften.

Anna benahm sich sehr klug, der Liebe des Königs sich ganz zu versichern. Er schwur ihr ewige Treue. Sie aber, indem sie ihn ihrer ganzen, innigen Liebe versicherte, erklärte, sie werde ihn nie zärtlicher lieben, als wenn das Band der Ehe sie ewig an ihn knüpfe.

Der König, so ungeduldig wie möglich, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, beschloß, den Thron mit seiner Geliebten zu theilen, und von seiner Gemalin sich scheiden zu lassen. Er befahl dem Cardinal, die Scheidung bei'm Papste zu bewirken.

Es wollte damit aber nicht so schnell gehen, als der ungeduldig verliebte König es wünschte, und da die Angelegenheit sich immer weiter hinauszog, gerieth er endlich gar auf

den Argwohn, der Cardinal selbst veranlasse diese Zögerung. Er wurde darüber so aufgebracht, daß er dem Cardinal alle seine Ehrenstellen, alle seine Pfründen nahm, und ihm weiter kein Einkommen, als das von seinem Erzbisthum, ließ. Ja, er ging so weit, daß er alle seine Häuser, Mobilien, Juwelen rc. confiscirte, und ihn selbst nach Ashery verbannte.

Der König schickte nun einen Abgesandten in dieser Angelegenheit nach Rom, und da dieselbe dennoch nicht weiter vorrücken wollte, so rief er sein Parlament zusammen *), stattete demselben Bericht von den Proceduren des Römischen Hofes ab, und klagte, wie sehr dieselben den alten Privilegien seines Königreichs entgegen wären.

Als die Königin erfuhr, die Geistlichkeit habe dem König den Titel eines Beschützers der Englischen Kirche ertheilt, und sey bereit, ohne sich um den Papst zu bekümmern, sich der Scheidungssache zu unterziehen, erklärte sie: „Sie sey des Königs

*) Im Jahr 1531.

rechtmäßige Gemalin, und niemand als der Papst könne sie scheiden."

Diese Erklärung brachte den König so sehr gegen sie auf, daß er ihr sagen ließ: „Er werde keine Gemeinschaft mehr mit ihr haben, jedoch lasse er ihr die Freiheit, sich einen Ort in seinen Staaten zu wählen, wo sie sich aufhalten könne, und wo sie ihrem Range gemäß gehalten werden solle."

„Es gilt mir gleichviel, an welchem Orte ich bin, — antwortete die Königin; — denn ich werde überall Königin und des Königs Gemalin seyn."

Hierauf verließ sie Windsor, und wählte Moore zu ihrem Wohnsitze.

Indessen hatte der König heimlich sich mit seiner Geliebten vermählt *), und öffentlich schritt man zur Scheidung, als der Papst den König vor sich fordern ließ, indem er ihn, im Fall des Ungehorsams, mit allen Kirchenstrafen bedrohte.

Der König sendete einen Abgeordneten nach Rom, und Anna wartete der Geistlich-

*) Den 14ten Nov. 1532.

keit auf, versprach viel, und sprach von der Scheidung, als von einem Gute, welches der Kirche eben so heilsam als dem Staate seyn würde.

Der Ritter Temse, Mitglied des Hauses der Gemeinen, war nicht ihrer Meinung, und sprach im Parlamente frei und öffentlich gegen diese Ehescheidung, die nur zum Grunde haben könne, wie er sich ausdrückte, die ungezähmte Leidenschaft des Königs zu befriedigen.

Wie der König dieses erfuhr, ging er selbst in's Parlament, und betheuerte auf sein Gewissen: „Man könne unmöglich glauben, daß er in einem Alter von 41 Jahren das Königreich um jugendlicher Vergnügungen willen in Unruhe setzen wolle; nur das Beste seines Reiches zu befördern, sey seine Absicht.“

Da aber die Pest das Parlament nöthigte, auseinander zu gehen, so konnte jetzt wieder nichts entschieden werden.

Gleichwohl wurden die Folgen ehelicher Liebe bei Anna Boleyn sichtbarer, und der Römische Hof war so unbeweglich, daß der König nun mit aller Gewalt und Macht hervortrat. Die Scheidung ging durch die Pro-

clamation des Dr. Cranmer, der das Erzbisthum Canterbury erhalten hatte, vor sich, und der Königin wurde befohlen, ihrem Titel zu entsagen, und in Zukunft sich verwittwete Fürstin zu nennen.

Der Papst that den Erzbischof von Canterbury in den Bann, und cassirte das ganze Verfahren; der Kaiser drohte die Rebellion des Königs gegen den heil. Stuhl zu bestrafen, Heinrich aber lachte dieser Drohungen, und ließ den heil. Abend vor Ostern 1533 unter Trompetenschall seine Vermählung mit Anna Boleyn öffentlich bekannt machen, räumte ihr den Pallast Whitehall zur Wohnung ein, und ließ Katharinen drohen: „würde sie nicht den Titel Königin ablegen, so wolle er ihre Tochter Maria enterben.“

Die Königin erklärte: „Den Titel Königin könne ihr nur Gott nehmen, oder der Papst.“

Am 1sten Juny wurde Anna mit großer Feierlichkeit zur Königin gekrönt, und den Tag darauf führte sie der König nach Hamptoncourt, dem schönsten Lustschlosse damals in Europa. Der Cardinal Wolsey hatte es sich bauen lassen, und der König hatte es eingezogen.

Die Königin konnte ihre Freude nicht ber=gen, als sie hineintrat, und sagte zum König:

„Mein Feind, der Cardinal, der dieses schöne Schloß bauen ließ, glaubte wohl nicht, daß ich dasselbe als Königin betreten würde; aber die Liebe meines Königs hat mich, ihm zum Trotz, hereingeführt."

Sie gebar nun Anna *) die nachher so be=rühmt gewordene Königin Elisabeth, und zwar in dem Zimmer, welches der Cardinal die Jungfer zu nennen pflegte, weil es stets unbewohnt geblieben, und mit vielen Gemäl=den der heil. Jungfrau geschmückt war. Die Königin sagte:

„Nun verdient dieses Zimmer erst den Namen Jungfer, weil gerade an dem Tage eine Jungfrau in demselben geboren wurde, an welchem die Römische Kirche die Geburt der heil. Jungfrau feiert."

Der Papst hingegen that den König in den großen Kirchenbann, erklärte ihn entsetzt seines Throns, seine mit Anna Boleyn erzeugte Kin=der unfähig, ihm in der Regierung zu folgen,

*) Den 7ten Sept. 1533.

und forderte das Volk im Namen Gottes zur Rebellion auf.

Das Parlament hingegen verfertigte, auf des Königs Requisition, eine Akte, in welcher es dem Papste alle Gewalt entzog, die er in England bisher ausgeübt und gehabt hatte, und dem König dieselbe übertrug. Alle, die sich weigerten, den König als Oberhaupt der Englischen Kirche zu erkennen, wurden aufgeknüpft. Die Königin Katharina, die jetzt nur Prinzessin von Wales genannt werden durfte, wurde hart, mit großer Strenge behandelt, und von dem Herzog von Suffolk als eine Gefangene behandelt.

Anna hatte nun das Ziel ihrer Wünsche, den höchsten Gipfel ihres Glücks erreicht, und doch war sie nicht ohne Verlangen, nicht ohne Unruhe. Sie wünschte die Prinzessin Maria enterbt, und ihre Tochter Elisabeth zur Kron-Erbin erklärt zu wissen. Um zur Erfüllung dieses Wunsches zu gelangen, ließ sie Prophezeihungen umherlaufen, welche Marien die Krone verhießen. Als dieselben allgemein bekannt waren, erzählte sie weinend dem König, was sie gehört hatte, und entdeckte ihm, was sie quäle. Dieser, um sie zu trösten, versprach

ihr nicht nur Marien zu enterben, sondern sie sogar umbringen zu lassen, denn nichts war diesem grausamen Monarchen zu theuer, um die Befriedigung seiner Leidenschaften, und die Einfälle, Launen und Wünsche seiner Gemalin zu befriedigen.

Schon war das Gift für die unglückliche Prinzessin gemischt, als Anna zu sich kam, ihren Tod verhinderte, und sich damit begnügte, daß Elisabeth unter Trompetenschall zur rechtmäßigen Erbin des Königs ausgerufen, und Maria, die Krone zu erben, unfähig erklärt wurde.

Dieß erschütterte die Königin so sehr, daß sie ihren Leiden unterlag, und nachdem sie einen rührenden Brief an ihren Gemal geschrieben hatte, betend für ihn starb. — Der König empfand kein Mitleid, und ließ sie ohne alles Gepränge in der Stiftskirche zu Peterborough begraben.

Anna wusch sich eben die Hände, als der Ritter Sothon ihr die Nachricht von dem Tode der Königin brachte, in einem Waschbecken von großem Werthe, welches sie demselben sogleich für die erwünschte Botschaft verehrte, indem sie sagte:

„Ich kann den vortrefflichen Boten nicht ohne ein Merkmal meiner Erkenntlichkeit, für diese gute Nachricht, von mir gehen lassen."

Und da eben ihre Eltern sie besuchten, rief sie ihnen freudig entgegen: sie sollten sich mit ihr freuen; denn so eben sey die Krone erst recht auf ihrem Haupte befestiget worden.

Ach! die Verblendete, vom Kronenschwindel Berauschte sah nicht voraus, daß das, was sie den Anfang ihres Glücks nannte, der Anfang ihres Unglücks werden sollte!

Nach und nach stiegen in dem Herzen des Königs Empfindungen des Mitleids gegen die unglückliche Katharina auf, er konnte ihrem Schicksal seine Thränen nicht versagen, und blickte kummervoll auf ihre Tochter, die er so ungerecht behandelt, ihr Recht ihr geraubt, und beinahe des Lebens beraubt hatte. Dazu kam noch, daß eine neue Liebe gegen ein Kammerfräulein seiner Gemalin in seinem leicht empfänglichen Herzen erwachte, eine Liebe, wie er sagte, noch keine gekannt zu haben.

Johanna Seymour hieß die Schöne, die des Königs Herz entzündet hatte, ein Fräulein von seltener Schönheit, einnehmend,

beredt, mit Anstand lustig, und überaus lie=benswürdig.

Anna, die indessen mit einem todgebornen Sohne niedergekommen war, wurde bald inne, was mit dem König vorging. Sie beschloß zuvorzukommen, ihre Nebenbuhlerin zu stürzen, und sich selbst durch einen Erben, welchen sie ihrem Gemal geben würde, wieder in seiner Gnade zu befestigen.

Das fing sie sonderbar genug an, und bereitete dadurch sich ihr eigenes Verderben.

Sie trat mit einem gewissen Baron Noris, mit ihrem Bruder dem Grafen von Rochefort, dem Ritter Weston, und einem Musikus, der Smetton hieß, in Verständnisse, die nicht unbemerkt bleiben konnten. Man fing an, davon laut zu sprechen. Die Gemalin ihres Bruders wurde eifersüchtig, klagte laut ihren Gemal als Liebhaber der Königin an, und der König selbst wurde einst, bei den sogenannten Maispielen zu Greenwich, mehr gewahr, als er gewahr werden sollte. Sie wußte sich nicht mehr zu verstellen, liebäugelte öffentlich mit ihren guten Freunden, neckte sich mit ihnen, und trieb sonderbare Scherze. Ja, ihre Unvorsichtigkeit ging so weit, daß sie dem Baron Noris, der

bei'm Wettrennen sich sehr erhitzt hatte, ihr Schnupftuch zuwarf, sich den Schweiß abzutrocknen. Dieß machte den König wüthend; im Augenblick verließ er das Spiel, und ging nach London zurück.

Das fiel der Königin zwar auf, sie rechnete aber darauf, durch ihre Liebkosungen, deren Stärke sie ganz zu kennen glaubte, wenn der König wieder nach Greenwich käm, ihn zu beruhigen, und nahm's eben gar nicht hoch. Desto höher aber nahm's der König, und alles, was sie sich ausgesonnen hatte, war nicht anzubringen, nicht auszuführen; es war zu spät.

Noch diesen Abend wurden ihre Liebhaber gefangen genommen, und nach London in den Tower gebracht.

Als Anna dieß hörte, rief sie erschrocken aus:

„Ich bin verloren! Mir wird's wie diesen gehen; auch ich werde in den Tower gebracht werden."

Das geschah auch schon am folgenden Morgen. Sie wurde in den Tower gebracht, und durfte keinen Menschen sprechen.

Der König ernannte zur Untersuchung dieser Sache zwölf Richter, an deren Spitze sein Schwager, der Herzog von Suffolk, stand. Diese versammelten sich, ließen die Königin vor sich bringen, und vernahmen sie nach Landesgebrauch.

Sie wurde angeklagt des Hochverraths, der gebrochenen ehelichen Treue, verächtlicher und entehrender Behandlung ihres Gemals, und vieler unerlaubter Dinge.

Ihre Vertheidigung war überlegt, wohl und gut, und bewirkte, daß die Richter sie für unschuldig erklärten. Allein der Herzog von Suffolk drang darauf, noch einmal zu stimmen; dieß geschah, und sie wurde zum Tode verurtheilt.

Ihre Liebhaber wurden enthauptet; Noris ausgenommen, über dessen hartnäckiges Läugnen, mit der Königin vertrauter, als es sich schicke, bekannt geworden zu seyn, der König so aufgebracht wurde, daß er ihn aufknüpfen ließ.

Der Musikus Smetton hatte die Königin, wie man sagte, am stärksten gravirt.

Sie hingegen läugnete, jemals vertrauten Umgang mit ihm gehabt zu haben, war jedoch so unvorsichtig, zu gestehen, daß sie Noris ihr Wort gegeben habe, ihn zu heirathen, wenn der König sterben sollte.

Als ihr das gesprochene Urtheil der Enthauptung bekannt gemacht wurde, hörte sie dasselbe ganz gelassen an, vorher aber betrug sie sich in ihrer Gefangenschaft oft so sonderbar, daß man glauben mußte, sie sey nicht bey Sinnen.

Kaum war sie auf die Knie gefallen, ihre Hände zum Gebete zu falten, so sprang sie wieder mit großem Gelächter auf, und sprach ganz wunderliche Sachen durcheinander. Bald vergoß sie Thränen, bald schritt sie deklamirend einher, stand still, lispelte, und fing laut an zu lachen.

Einige Stunden vor ihrem Tode *) stellte sie Betrachtungen über ihren kleinen Hals an, befühlte denselben ganz ernsthaft, tröstete

*) Sie wurde den 19ten Mai 1536 hingerichtet.

sich aber damit, der Scharfrichter scheine ziemlich handfest und ein erfahrner Mann zu seyn, griff wieder an den Hals, und brach in ein lautes Gelächter aus.

Ehe sie zum Blutgerüst geführt wurde, fiel sie vor der Gemalin des Lieutenants vom Tower auf die Knie, und bat sie um Gotteswillen, daß sie die Prinzessin Maria besuchen, und in ihrem Namen wegen des Verdrusses, den sie ihr angethan hätte, und wegen des Schimpfes, der ihr um ihretwillen wiederfahren wäre, um Vergebung bitten sollte. Dieß wiederholte sie auch öffentlich.

Hierauf bestieg sie, prächtig gekleidet, das im Hofe des Towers errichtete Blutgerüst, sprach viel von ihrer Unschuld, rühmte des Königs Gnade; und da sie gewahr wurde, daß einige zuschauende Damen spöttisch lachten, wendete sie sich gegen dieselben, und rief aus:

„Ich sterbe als Königin, wenn's Ihnen gleich nicht recht ist!“

Hierauf kniete sie nieder, faltete die Hände, und empfing den Streich. — Sie ward in einer Kapelle im Tower beerdiget.

Ein Umstand, worüber man sich wundern muß, ist der, daß sie ihrer Tochter Elisabeth nicht mit einem Worte erwähnte. Der König hatte befohlen, ihr dieselbe zu bringen, wenn sie sie zu sehen verlangte.

Johanna Gray.

Johanna, die älteste Tochter Heinrichs Gray, Herzogs von Suffolk, und der Prinzessin Maria, Schwester König Heinrichs des Achten von England, im Jahr 1537 zu Leicestershire geboren, gab frühzeitig Beweise von außerordentlichen Talenten, die man an ihr bewundern mußte. In ihrer Kindheit schon ließ sie eine solche Neigung zu gelehrten Kenntnissen blicken, daß man sie der Aufsicht eines vortrefflichen Kopfs, des nachherigen Bischoffs von London, Elmer, anvertraute. Unter seiner Anführung machte sie ungemeine Fortschritte in Sprachen, Künsten und Wissenschaften. Sie studirte Naturgeschichte und Philosophie, und konnte sich sowohl in Griechischer als in Lateinischer Sprache fließend und anständig ausdrücken; ja, sie verstand auch Französisch und Italienisch, sogar Hebräisch, Chaldäisch und Arabisch. Sie spielte

sehr geschickt einige musikalische Instrumente, ihre Handschrift war zierlich, und in Näh-arbeiten war sie sehr geschickt.

Bei allen diesen Vorzügen vor so vielen ihres und des andern Geschlechts, war sie aus-serordentlich bescheiden, sanft, freundlich und gefällig. Der protestantischen Religion war sie aus Ueberzeugung ergeben, und so stand-haft in ihren Grundsätzen, daß weder der Reiz weltlicher Größe, noch die Furcht vor dem Tode vermögend waren, sie zur Anneh-mung der Römischkatholischen Religion zu be-wegen.

Wenn laute, glänzende Jagdpartien, Feste, oder Bälle die junge frohe Welt ergötzten, saß sie einsam auf ihrem Zimmer, studirte den Phädon des Plato in griechischer Sprache, und rief aus:

„Ach! die guten Menschen haben nie er-fahren, was wahres Vergnügen heißt; das ihrige ist nur ein Schatten von dem, was ich bei'm Plato empfinde! — Meine Bücher sind meine Welt, sind mein herzlichstes Vergnügen, und alle Lustbarkeiten sind Kleinigkeiten für mich, die mir mehr Unruhe als Entzücken gewähren."

Diese ihre Talente und liebenswürdigen Eigenschaften machten sie, zu ihrem Unglück, dem jungen Könige Eduard dem Sechsten so lieb und werth, daß er sich um so leichter durch die Kunstgriffe des Grafen Warwick, nachherigen Herzogs von Northumberland, verleiten ließ, die beiden Königlichen Schwestern Maria und Elisabeth von der Thronfolge auszuschließen, und in seinem Testamente unsere Johanna zur Kron-Erbin zu erklären. Sie mußte sich mit des Herzogs von Northumberland viertem Sohne, Lord Guilford Dudley, vermählen *), ob sie gleich lieber einsam und unter ihren Büchern geblieben wäre.

Einige Monate nach ihrer Vermählung starb der König. Die Herzoge von Northumberland und Suffolk versicherten sich der Stadt London, und bemächtigten sich des Towers. Hierauf eröffnete der Herzog von Suffolk seiner Tochter mit vieler Feierlichkeit des verstorbenen Königs letzten Willen, nannte sie Königin, und bezeigte ihr, nebst dem Herzog

*) Im Mai 1553.

von Northumberland, knieend die gebührende Ehrfurcht und Huldigung.

Johanna erstaunte, und rief aus:

„Wie ist das möglich? Die Gesetze des Reichs und das Recht der Natur sprechen für des Königs Schwestern; Gott bewahre mich, mein schwaches Gewissen mir so sehr zu belasten, aus diesen Rechten sie verdrängen zu wollen! — Ich bin nicht so jung und mit dem schmeichelnden Glücke so unbekannt, daß ich mich durch solche Lockungen sollte verblenden lassen. Wen das Glück auf diese Art erhöht, den hebt es nur, um ihn zum Gegenstande seines Spottes zu wählen, an seinem Untergange sich zu belustigen. — Und welche Krone bietet es mir denn an? Eine Krone, die gewaltsam der unglücklichen Königin Katharina entrissen wurde, die Anna Boleyn zu ihrem Unglück trug. Warum soll auch mein Blut neben dem Blute jener Königinnen fließen? Soll auch mich diese Krone schmücken, um als ein Opfer zu fallen? — Und gesetzt auch, ich trüge sie ruhig, warum sollen meine Schläfe von ihren Dornen bluten? Meine Freiheit ist mir lieber als die Kette, die mir geboten wird, und schmückten sie auch die blendendsten Edelgesteine. Wenn ihr mich liebt,

so laßt mich, wo ich bin, und zieht mich nicht zu einer Höhe, die mir Schwindel erregt!"

Dennoch aber wurde sie überredet, überlistet, und so sehr gebeten, besonders von ihren Eltern, und ihrem Gemal, den sie herzlich liebte, daß sie sich endlich entschloß, ihre Einwilligung zur Annahme der Krone zu geben.

Mit schwerem Herzen ließ sie sich nach dem Tower führen, wo sie in Begleitung der Vornehmsten des Reichs mit großem Gepränge eintraf. Mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten wurde sie in der Stadt als Königin ausgerufen, nahm den Königlichen Titel an, und verrichtete alle Handlungen der Königlichen Gewalt.

Bald aber ermannte sich die Parthei der Prinzessin Maria, trat kühn hervor, und nöthigte selbst die Herzoge, welche Johannen zum Thron geführt hatten, sich mit derselben zu vereinigen, und ihre Plane, nach wenigen Tagen, aufzugeben. Ihr Vater kam zu seiner unglücklichen Tochter und bat sie, die Krone niederzulegen und in den Stand einer Unterthanin zurück zu treten. Johanna versicherte: Diesen Schritt thue sie viel lieber und leichter, als den, welchen sie auf seine Bitten nach dem Throne gethan habe.

Kaum aber hatte Maria den Thron bestiegen, als Johanna und ihr Gemal gefangen in den Tower gebracht wurden, worauf sie als Hochverräther vor's Gericht gestellt und znm Tode verurtheilt wurden.

Dieser Verurtheilung ungeachtet, wurde Johanna dennoch ziemlich gut gehalten. Sie hatte die Freiheit im Tower die Parade anzusehen und im Garten umher zu gehen. Vielleicht wäre sie von der Königin sogar begnadiget worden, aber ihr Vater ergriff auf einmal die Waffen, und trat mit an die Spitze von Wyats Empörung. Dieß beschleunigte den Tod seiner Tochter.

Es wurden Männer von Gelehrsamkeit und Ruf zu ihr gesendet, vor ihrem Tode ihren Uebergang zur Römischen Kirche zu bewirken, aber so viele Kunstgriffe, Drohungen, Schmeicheleien, Versprechungen diese auch anwendeten, so blieben doch alle ihre Bemühungen fruchtlos. — Man kündigte ihr endlich den Tod an. Sie antwortete:

„Die Erkenntniß des Lebens, die ich mir erworben habe, macht den Tod zu einem, mir überaus vertrauten Freunde."

Sie setzte ihr Glaubensbekenntniß, ihre Unterredung mit Dr. Feckingham über die Religion auf, schrieb einige Traktate, einen sehr rührenden Brief an ihren Vater, und nahm schriftlich Abschied von ihren Freunden.

Am Morgen des Hinrichtungstages ließ ihr Gemal sie bitten, Abschied von ihr nehmen zu dürfen, sie aber verbat sich diese Zusammenkunft mit den rührendsten Ausdrücken, und ließ ihm sagen: Er solle Muth und Standhaftigkeit aus seiner Vernunft und aus seinem Herzen schöpfen. In jener Welt hoffe sie ihn wieder zu sehen; dort sey die Einigkeit unzertrennlich, und die Freundschaft ewig rein und wahr.

Am Fenster nahm sie Abschied von ihm, und als man sie zum Blutgerüst abrief, begegnete sie, (was vielleicht absichtlich so eingerichtet wurde,) seinem entseelten Körper. Dieser Anblick erschreckte sie mehr, als das Beil selbst, und entpreßte ihren Augen Thränen.

Als sie das Schafot bestiegen hatte, grüßte sie die Umstehenden, und hielt eine kurze Rede an dieselben, in welcher sie sagte,

sie werde vom Gesetz gerichtet, nicht wegen beleidigter Majestät der Königin, sondern weil sie in die Sache, zu der man sie gezwungen habe, eingewilliget hätte. Sie empfahl Gott ihre Seele, und bat die Zuschauer, für sie zu beten. Dann betete sie den 51sten Psalm, gab ihrer Kammerfrau ihre Handschuhe und ihr Halstuch, ihr Gebetbuch Herrn Bruges, und dem Commandanten des Towers, Sir Thomas Gaze, der sie um ein kleines Andenken bat, ihre Schreibtafel, in welche sie verschiedene Sentenzen eingezeichnet hatte.

Darauf ließ sie ihr Kleid herunter; und da der Scharfrichter sich erbot, ihr dasselbe ausziehen zu helfen, hieß sie ihn zurücktreten, und winkte ihren beiden Kammerfrauen, welche das Kleid, und was sonst nöthig war, ihr abnahmen, und ihr, sich die Augen zu verbinden, ein Tuch reichten.

Indem dieses geschah, kniete der Scharfrichter vor ihr nieder, und bat sie um Vergebung, welche sie ganz freundlich mit einigen Worten ihm zusicherte. Er sagte ihr, sie möchte aufs Stroh treten, welches sie that; und da sie den Block erblickte, sagte sie zu ihm:

„Seyd so gut, und fertiget mich bald ab!“

Darauf kniete sie nieder, und fragte:

„Wollt ihr den Kopf nehmen, ehe ich mich niederlege?“

Er antwortete:

„Nein, gnädige Frau!“

Dann band sie sich das Schnupftuch um die Augen, griff um sich nach dem Blocke, fragend: „Wo ist er? wo ist er?“

Einer von den Umstehenden leitete sie zu demselben. Sie legte ihren Kopf darauf, streckte ihren Leib aus, rief, „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ empfing den Todesstreich *), und endigte ihr schönes, einst so unbefangenes, ruhiges Leben, als sie noch im Genuß der Wissenschaften allein das Glück ihres Lebens fand.

Ein Schlachtopfer des Ehrgeizes ihrer Familie, wurde sie von allen bedauert, die Antheil an so viel Gutherzigkeit und solcher Tugend nahmen, welche Johannen schmückten. Dr. Fuller sagt von ihr: „Sie besaß

*) Den 12ten Februar 1554.

die Unschuld der Kindheit, die Schönheit der Jugend, die Gründlichkeit mittler Jahre, den Ernst des hohen Alters, und alles das im achtzehnten Jahre; die Geburt einer Prinzessin, die Wissenschaft eines Gelehrten, das Leben einer Heiligen, und starb den Tod der Missethäter wegen des Ehrgeizes und der Vergehungen ihrer Blutsfreunde."

Elisabeth Plazet von Dameron.

Elisabeth, sorgfältig und wohl erzogen, lebte seit dem Tode ihres Vaters mit ihrer Mutter einsam und still in einer kleinen Wohnung in der Vorstadt St. Antoine zu Paris von den mäßigen Einkünften einer eben nicht allzu beträchtlichen Erbschaft. Sie hatte Verstand, Witz, war sehr einnehmend lebhaft, und ohne eben eine ausgezeichnete Schönheit zu seyn, war sie doch ungemein reizend und interessant. Man hatte ihr das oft gesagt, und es ist ziemlich wahrscheinlich, daß sie es sich auch selbst, und vielleicht noch etwas dazu, gesagt hatte. Dabei war sie zwei und zwanzig Jahr alt geworden, und keiner von allen ihren Bewunderern versuchte es, ihr Herz zu gewinnen, oder ihre Hand zu erhalten.

Ein Zufall machte ihre Mutter, in Gesellschaft bei einer Freundin, mit einem jungen Engländer Thomas Osby bekannt,

der bei einem Besuche von den Reizen der interessanten Elisabeth so entschieden gerührt wurde, daß er es sich nicht versagen konnte, die beiden Damen recht oft zu besuchen. Man sah ihn nicht ungern, er war galant, angenehm, und wurde endlich, was er wünschte, selbst interessant.

So kam es denn, nach und nach, daß die Freunde vertraulicher wurden, daß Osby dem Fräulein seine Liebe gestand und das Geständniß der ihrigen dagegen erhielt. Man that sich nun keinen Zwang mehr an; man liebte, und war glücklich. Nach einem Monat sollte die Vermählung geschehen.

Vorher aber mußte Osby erst nach England reisen, die Einwilligung seiner Mutter zu erhalten, seine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und Anstalten zu treffen, seine Braut gehörig zu empfangen.

Kaum war er aber in London angekommen, als er seine Geliebte in Paris vergaß, und durchaus nicht gesonnen war, sie wieder zu sehen. Ihre Briefe an ihn blieben unbeantwortet, und sie sah, daß sie betrogen war. Das wollte sie aber nicht seyn, und ging, in Gesellschaft eines jüngern Bruders,

nach London, den Treulosen aufzusuchen, ihn zur Erfüllung seines Versprechens zu bewegen.

Dieser aber erfuhr nicht so bald ihre Ankunft, als er London verließ und in die Provinz ging. Elisabeth sah sich abermals getäuscht, und entschloß sich, die Königin selbst um Recht zu bitten.

Aufs beste angekleidet, ging sie entschlossen nach Whitehall. Wer sie sah, bewunderte sie. Diese Bewunderung öffnete ihr den Weg durch die Wachen und Antichambern, sie kam in das Audienzzimmer der Königin Elisabeth, warf sich auf die Knie, und bat um Gerechtigkeit.

Die Königin fragte, welch ein Unrecht ihr geschehen sey? und erhielt die Antwort: „das größte, welches einem Mädchen geschehen könne."

Hierauf machte das Fräulein die Königin ganz offenherzig zu ihrer Vertrauten, und verschwieg ihr nichts, ihr zu beweisen, wie sehr sie gekränkt sey.

„Was will Sie denn aber nun machen, — fragte die Königin; — wenn Osby sich weigert, Sie zu heirathen, da die Gesetze des Landes ihn dazu nicht zwingen können?"

„So werde ich — antwortete Elisabeth entschlossen — Mannskleider anziehen, ihn aufsuchen, und werde ihn ermorden, wenn ich nicht seine Frau seyn soll. Mich an dem Treulosen zu rächen, werde ich ihn bis an die Pforten der Hölle verfolgen."

„Sie legt einen gar zu großen Werth auf eine Jungferschaft, liebes Kind! — sagte die Königin; — wenn Sie in Ihrem Stande den Verlust derselben nur mit einem Morde rächen zu können glaubt, was müßte so etwas nicht bei einer Königin zu bedeuten haben!"

„Ihro Majestät! — antwortete Elisabeth — was das Bewußtseyn von unserm Verhalten gegen Gott, und unserm guten Namen unter den Menschen anlangt, so sind wir einander alle gleich."

„Aber — versetzte die Königin — wenn man nun die Jungferschaft einmal eingebüßet hat, so ist und bleibt sie doch einmal für allemal verloren, und dem Uebel ist nicht abzuhelfen."

Das Fräulein schlug die Augen seufzend nieder, hob sie dann wieder, und sagte mit erhöhter Stimme:

„Wenn es mein Unglück so will, daß ich nicht mehr Jungfer seyn soll, so bleibe ich wenigstens doch immer Elisabeth."

Diese Wendung fiel allgemein auf, denn wie viel, und was alles, lag nicht in diesen Worten, da die Königin selbst den Namen Elisabeth führte! Die Hofleute sahen einander an; einige griffen nach dem Schnupftuche, andere überfuhren mit der Hand die Rockärmel, und noch andere zupften an den Halskrausen, oder thaten sonst etwas, was man in Fällen der Verlegenheit wohl zu thun pflegt. Die Königin aber, deren Wangen eine leichte Röthe überflog, schien recht gut zu fühlen, was Elisabeth sagen wollte, und antwortete lächelnd:

„Sie hat Witz, und verdient, daß man sich Ihrer annimmt; ich werde Sorge für Sie tragen."

Hierauf gab sie dem Grafen Essex die Hand, und verließ das Audienzzimmer.

Sogleich sprach sie mit einigen Gerichtspersonen über die Sache, und als diese einwendeten, das Fräulein habe nicht viel für sich, keine Zeugen, keine Beweise, kein schriftliches Eheversprechen, rief die Königin aus:

„Das thut nichts! Ihre Beweise liegen in ihrem Gesichte, in ihren Augen, in ihren Reden."

Hierauf ließ sie Osby's Mutter holen, die von dem Witz und den Reizen des Fräuleins Dameron ganz bezaubert, sogleich die Einwilligung zu der Vermählung mit ihrem Sohne gab. Dieser aber empfing in Schottland todkrank den Brief seiner Mutter, und starb bald darauf.

Um das Fräulein Dameron wenigstens in Etwas schadlos zu stellen, ließ die Königin ihr 1500 Pfund Wittwengehalt anweisen, die sie jährlich von Osby's Gütern zu heben hatte.

Gabriele d'Estrées.

Eine angenehme Gestalt, einnehmende Züge ohne Regelmäßigkeit, eine Haut von blendender Weiße, schöne, feurige Augen, sanfte Bewegungen des Körpers, das Glück, alle männliche Herzen zu entflammen, erwarben der liebenswürdigen Gabriele d'Estrees, der Tochter des Marschalls Jean d'Estrees, den Beinamen der Schönen. — Ihre ersten Jugendjahre verlebte sie in einem Kloster; kaum trat sie aber aus demselben in die Welt, als der Ruf von ihrer Schönheit überall umher und sich so weit verbreitete, daß er sogar zu den Ohren König Heinrichs des Vierten kam.

Dieser, der von etwas nicht umsonst konnte sprechen hören, schickte einen seiner Getreuen an sie ab, der es sehr klug anzufangen wußte, zu ihr auf das Schloß Coeuvres zu kommen, wo ihr Vater, der über dergleichen Dinge nicht so leicht wie der König dachte, sie

sorgfältig hütete. Indessen, wie gesagt, der Abgesandte wußte sie dennoch zu sprechen, und legte ihr des Königs Herz zu Füßen. Gabriele gab zu verstehen, so etwas werde sie wohl gern aufheben, und der König, indem seine Armee dem Prinzen von Parma nachsetzte *), legte seinen ersten Besuch bei ihr ab; um aber ihren Vater nicht unruhig zu machen, — wie die Chronisten sagen: — „begnügte er sich, Butter und Brod blos an der Thüre zu nehmen. Dann stieg er zu Pferde, und sagte: er gehe jetzt auf den Feind los, und die Schöne sollte bald erfahren, was er ihr zu Ehre und Liebe gethan hätte."

Die freimüthige Munterkeit des Königs und der Glanz einer Krone fesselten Gabrielens Herz, und sie ergab sich dem Geliebten, der sie erst heimlich besuchte, bald darauf aber **) seine Geliebte nach St. Quentin kommen ließ.

Ganz beschäftiget mit Gabrielen und seiner Liebe, konnte er sich nur wenig von ihr trennen, und war er bey der Armee, so wagte

*) Im November 1590.

**) Im Jahr 1591.

er es oft, verkleidet, durch die Wachen zu reiten, seine Geliebte zu sehen, und setzte mancher Gefahr sich aus, sich, — wie er sagte, — durch einen Kuß zu stärken. — Sie aber, die wohl voraussah, welch ein Schicksal ihr nach ihres Geliebten Tode drohte, bat zärtlich und flehte, sich solchen Gefahren nicht auszusetzen. Vielmehr setzte sie ihre ganze Beredsamkeit in Bewegung, den König zur Annahme der katholischen Religion zu bewegen, denn ihrem Wunsche, an seinem Throne Theil zu nehmen, entsagte ihre Liebe nicht. — Dahin kam es auch endlich, und kurz zuvor schrieb ihr der König: er werde den gefährlichen Sprung thun.

Während nun, sich weihen zu lassen, sich der König zu Chartres befand *), ergriff Gabrielens Väter die Gelegenheit, dem die Liebschaft seiner Tochter gar nicht behagen wollte, sie zu einer ehelichen Verbindung mit Amerval de Liancourt zu nöthigen; doch der König verhinderte, daß die Ehe nicht vollzogen wurde, und in der Folge ließ er sie wieder trennen.

*) 1594.

Als sich Paris unterworfen hatte, kam der König mit seiner Geliebten dahin, lebte mit ihr in der süßesten Eintracht, und nichts störte sein Glück. Ehe er wieder zur Armee ging, ernannte er sie zur Marquise de Monceaux.

Der Feldzug war geendiget, und der König kehrte nach Paris zurück, als ein Meuchelmörder ihm ein Messer in den Mund stieß, ein Stich, der zum Glück ihm nur einen Zahn kostete. Gabriele fiel in Ohnmacht, er aber selbst brachte mit Küssen sie wieder in's Leben zurück. — Sie kam nicht mehr von seiner Seite, begleitete allenthalben ihn hin, und war er nur einige Augenblicke von ihr entfernt, so schrieb er ihr die zärtlichsten Briefchen, wovon eine ganze Sammlung auf unsere Zeiten gekommen ist, ja, er besang sie sogar, von der Liebe zum Dichter gemacht. Sie vertheilte alle Gnadenbezeigungen, war der Abgott des Hofes, und die Königin des Herzens des entzückten Königs.

Die Fortschritte der Spanier nöthigten den König zu einem neuen Feldzuge *). Oft be-

---

*) 1597.

gleitete ihn Gabriele, oft mußte er sich von ihr trennen, aber immer blieb seine Liebe bei ihr. Nach und nach ließ er sein Vorhaben deutlich blicken, mit ihr sich zu vermählen. Er sprach davon mit seinen Vertrauten, in Räthseln, und ging ernstlich damit um, die Ehescheidung von seiner Gemalin zu betreiben. — Der alte Sully, der über die Ehre seines Königs mit großem Eifer wachte, sagte ihm dreist in's Gesicht: eine solche Schwachheit könne kein Mensch ihm zu gute halten. Villeroi gab ihm den Rath: zum Reichs-Erben den Prinzen Condé zu erklären, und die Vermählung sich aus dem Sinne zu schlagen. Silleri aber behauptete: der König könne gar nichts Besseres thun, als sich mit seiner Geliebten zu vermählen, und die mit ihr erzeugten Kinder zu legitimiren. — Der König erwiederte: Er wolle überlegen, und dann sich entschließen; wiewohl sein Entschluß schon gefaßt war.

Nach der Geburt eines zweiten Sohnes erhob der König Gabrielen zur Duchesse de Beaufort, und die Hofleute nannten das Kind Monsieur; mitunter ließ die Mutter, die alle Vorrechte und Ehrenbezei-

gungen einer Königin genoß, von gewissen Leuten sich Ihro Majestät nennen. Der König wurde darüber nicht zornig, ob er gleich nicht davon wollte sprechen hören.

Der wackere Sully, des Königs innigster und wahrer Freund, fiel bei Gabrielen in Ungnade, weil er in einem Papiere den Titel Fils de France, (Prinz von Frankreich,) der ihrem Sohne beigelegt worden war, weggestrichen hatte. Der König, der nicht gern seinen Freund und seine Geliebte entzweit wissen wollte, beredete erstern, zu ihr zu gehen. Er that es. Gabriele aber, die wohl merkte, da sie den Alten kannte, es werde zu einer Erklärung kommen, wie sie keine hören mochte, fiel ihm zornig in die Rede:

„Es ist bekannt, daß Ihr den König verführt, und ihm weißmacht, Weiß sey Schwarz!"

Zornig ging der Alte davon, mit einem: „Gnädige Frau! Ich küsse Euch die Hände."

Er eilte zum König. Dieser nahm sehr übel auf, was geschehen war, setzte sich sogleich in den Wagen, und eilte mit ihm zu Gabrielen, indem er sagte:

„Ihr sollt sehen, daß ich aus Gefälligkeit gegen eine Geliebte meine Diener, die für meine Ehre besorgt sind, nicht misvergnügt machen will.“

Als sie bei ihr im Zimmer waren, gab der König ihr Verweise ihres Benehmens wegen, sprach von der Rechtlichkeit Sully's und den Diensten, welche er ihm und dem Reiche geleistet habe, nannte ihn seinen Freund, seinen allerbesten Unterthan, und gebot ihr, sich gegen ihn gütiger zu benehmen.

Dieß hatte Gabriele vom König nicht erwartet, sie war außer sich, so etwas zu hören, weinte heftig, und rief aus:

„O! wie unglücklich bin ich, einen König zu lieben, der mich seinem Diener aufopfert!“

Sie sank auf ein Ruhebette nieder, und schwur, sie wolle diesen Schimpf nicht überleben.

Dem König ging es zwar sehr nahe, dieß gesagt zu haben, zu hören und sehen zu müssen, er suchte sich aber zu fassen, und antwortete: Sie solle doch um einer solchen Kleinigkeit willen nicht so viele Kunstgriffe verschwenden.

Dieser Verweis ging ihr bis in die Seele. Sie weinte heftiger, und jammerte:

„Verlassen! — Ach! Ich bin verlassen!"

Der König blieb gefaßt, wurde ernsthafter, und antwortete:

„Ich erkläre hiermit, wenn ich mich genöthiget sähe, zu wählen, welches von beiden ich verloren geben sollte; so würde ich eher zehn Geliebten wie Euch, als einen einzigen Diener wie Ihn, entbehren können."

Damit wollte er das Zimmer verlassen. Gabriele erschrak, sprang auf, fiel ihm zu Füßen, und versprach Sully nicht weiter zu kränken. Hierauf wurde ihr verziehen.

Versunken in den Aberglauben ihrer Zeit an die Sterndeuterei, wie die Angesehensten des Hofes, baute auch Gabriele fest auf die Orakelsprüche der Astrologen, Chiromanten und Zeichendeuter. Sie ließ sich Horoskope stellen, aus den Händen wahrsagen, und hörte die Aussprüche und Prophezeihungen mit großer Andacht an. Der Glaube an Hexen, Zauberer, Teufelsbanner ꝛc. ging damals so weit, daß jedermann mit Gewißheit glaubte, der Connetable Montmorenci sey damals durch dergleichen Unholde um's Leben gekommen.

Gabriele, die stets ihre Vermählung mit dem König im Sinne hatte, und der Hoffnung zu derselben durchaus nicht entsagen mochte, ließ alle Wahrsager und Wahrsagerinnen, die nur einigen Ruf hatten, herbeikommen, und zog sie sehr demüthig über ihr Schicksal zu Rathe. Der eine sagte ihr, sie würde jung hinwegsterben; der andere, sie würde nicht mehr als einmal in ihrem Leben heirathen, (was schon geschehen war;) wieder ein anderer, sie würde von ihrem Liebhaber betrogen werden; oder auch sie habe eines ihrer Kinder zu fürchten. Diese widersprechenden Orakel machten ihr den Kopf so verwirrt, daß sie oft ganze Nächte durchweinte, und sich so sehr grämte, daß sogar ihre Schönheit merklich darunter litt.

Sie ging mit dem König nach Fontainebleau, und kam in der Charwoche 1599 nach Paris, um den Kaufcontrakt von Chateauneuf zu unterzeichnen. Ihr Abschied von dem König war sehr rührend. Weinend rief sie aus, sie werde ihn nicht wiedersehen, dieß sage ihr ihr Herz. Vergebens bot der König alles auf, sie zu beruhigen; es wollte ihm nicht

gelingen. Sie empfahl ihm ihre drei Kinder, ihr Haus zu Monceaux, ihre Freunde und Diener.

Der König begleitete sie bis Melun, und wäre der Marschall Ornano nicht gewesen, er würde mit ihr bis Paris gegangen seyn, denn sie wollte sich durchaus nicht von ihm trennen. Unter vielen Thränen und Seufzern geschah dieß endlich. Der König schied sehr wehmüthig von ihr, und schwermüthig kam Gabriele in Paris an.

Sully hatte kaum ihre Ankunft vernommen, als er zu ihr eilte, sie zu begrüßen, und Abschied von ihr zu nehmen, da er eben zu Felde ziehen wollte. Auch seine Gemalin besuchte sie, und aus sehr guter Meinung erlaubte sie ihr, bei'm Aufstehen und Schlafengehen zu ihr zu kommen, wie es ihr beliebe. Diese aber nahm das ganz anders, und äusserte sich: das wäre alles Mögliche, was sie einer sehr tugendhaften Königin von Frankreich gewähren könne.

Gabriele war in der Kirche gewesen, welche zu verlassen, Anfälle von Schwindel sie nöthigten. Sie ging in den Garten, frische

Luft zu schöpfen, und bekam einen Anfall vom Schlage. Kaum hatte man sie wieder zu sich gebracht, als sie schrie, sie habe Gift bekommen. Sie ließ sich zu ihrer Tante bringen. Die Convulsionen wurden stärker, die Kunst der Aerzte vermochte nichts gegen dieselben, und sie starb, den Abend vor dem Osterfest 1599, unter solchen heftigen Verzuckungen, daß ihr das Gesicht bis hinten gegen den Rücken gedreht war.

Einige sagten, sie hätte Gift bekommen, andere schrieben ihren Tod dem unmäßigen Genusse von glacirtem Citronensafte bei.

Der König empfing die Nachricht von ihrem Tode, und sank ohnmächtig dem Oberstallmeister in die Arme. Er schwur, (was er aber nicht halten konnte,) im ersten Schmerz, nach ihr keine Dame wieder zu lieben, und wiederholte oft: „Nur Gabriele war für mich geboren!“ Er ließ sie mit Königlichen Ehrenbezeigungen begraben, ging acht Tage lang in tiefer Trauer, schwarz, und ein Vierteljahr in Violet, wie sich auch der Hofstaat tragen mußte.

Gabriele hatte sehr gute Eigenschaften, und wenig Feinde, weil sie ihren Einfluß nie zum Schaden anderer misbrauchte. Gleichwohl gab sie oft dem König einen guten Rath, der, wie er sagte, nicht zu verachten war.

Man hat ihre Treue in Zweifel setzen wollen, und erzählt, der Marquis Bellegarde, ihr Liebhaber, ehe es noch der König wurde, sey auch im Besitze ihrer Liebe geblieben, und der Beglückte gewesen, während der König es allein zu seyn geglaubt habe. — Nur Gabriele und der Marquis konnten wissen, ob dem so war, oder nicht, denn selbst Sully sagt: „Was man sonst noch ausstreute von gewissen Unregelmäßigkeiten der Verstorbenen, so waren es Gerüchte, verbreitet von erbitterten Feinden, die keinen Glauben verdienten. Und, — setzt er hinzu: — es soll mich, so lange ich lebe, nicht gereuen, daß ich einen Mann mit seiner Frau, denen sie viel Gutes gethan hatte, und die dennoch nie aufhören konnten, ihr Andenken nach ihrem Tode zu beschimpfen, sechs Jahre lang in der Bastille habe sitzen lassen.“

Ihr ältester Sohn, der Duc Cäsar de Vendome, starb, vermählt mit der Duchesse Mercoeur, im J. 1665; der zweite, der Ritter Alexander de Vendome, Großprior von Frankreich, starb im J. 1629, und ihre Tochter Katharina Henriette, die Gemalin des Duc d'Elbeuf, starb im J. 1663.

Wir haben oben gehört, daß die Liebe den König zum Dichter machte, und sind überzeugt, es wird unsern Leserinnen nicht unangenehm seyn, zu lesen, wie ein König seine Geliebte besingt. Daher mögen hier einige seiner Liederchen auf Gabrielen stehen.

Charmante Gabrielle,
Percés de mille dards,
Quand la Gloire m'apelle
Sous les drapeaux de Mars!
  Cruelle departie!
  Malheureux jour!
Que ne ſuis-je ſans vie,
  Ou ſans amour!

Belaſtre je quitte,
Ah cruel ſouvenir!
Ma douleur ſans irrite —
Vous revoir ou mourir!
  Cruelle departie etc.

Partagez ma couronne,
Le prix de ma valeur;
Je la tiens de Bellonne,
Tenez la de mon coeur.
Cruelle departie etc.

Je veux, que mes Trompettes,
Mes Fifres, les Echos
A tous momens repetent
Ces doux et triſtes mots:
Cruelle departie!
Malheureux jour!
Que ne ſuis-je ſans vie,
Ou ſans amour!

Viens, Aurore;
Je t'implore:
Je ſuis gai, quand je te vois.
La Bergere,
Qui m'eſt chere,
Eſt vermeille comme toi.

De roſée
Arroſée
La roſe a moins de fraicheur:
Une hermine
Eſt moins fine;
Le lait a moins de blancheur.

Pour entendre
Sa voix tendre
On deſerte les hameaux;
Et Tityre,
Qui ſoupire
Fait taire ſon chalmeaux.

Elle eſt blonde
Sans ſeconde
Elle a la taille à la main
Sa prunelle
Etincelle
Comme l'aſtre du matin.

D'ambroſie
Bien choiſie
Hébé la nourrit à part:
Et ſa bouche
Quand je touche,
Me parfume de Nectar.

Wir haben eine Sammlung von Briefchen, welche der zärtliche König Heinrich an ſeine Liebchen (von Bedeutung zählt man deren ſiebenzehn) ſchrieb *). Aus dieſer wollen wir einige ausheben, die die geliebte Ga-

*) Journal de Henry III. depuis 1514 jusqu'en 1589 (par Servin) Amſt. 1699 et 1720.

briele von ihm erhielt. Unsere schönen Leserinnen werden aus denselben sehen, daß der König und der Schäfer, (wenn dieser schreiben kann,) als Liebhaber, ziemlich bestimmt, einer wie der andere sprechen.

„Mein Herz! Du beschwörst mich, mit eben der Liebe zurückzureisen, die ich in Deinem Herzen zurückgelassen habe. O! wie entzückt war ich! Meine Freude war so groß, daß ich glaubte, sie ganz mit mir genommen, und Dir nichts gelassen zu haben. Nun will ich mit dem Gott der Träume mich unterhalten; sendet er mir aber einen andern Traum, als von Dir, so werde ich mich nie wieder nach seiner Unterhaltung sehnen. Gute Nacht heute für mich, morgen für Dich! Ich küsse Deine schönen Augen.“

„Zwei Stunden nach dem Ueberbringen dieses Briefes wirst Du einen Ritter kommen sehen, der sich König von Frankreich und Navarra nennt; ein sehr ehrenvoller, aber

eben so beschwerlicher Titel, den ich herzlich gern gegen den Deines Lieblings, Deines Sklaven vertausche. Im Grunde sind alle vier Titel gut, und ich bin gar nicht Willens, sie an irgend jemand abzutreten. — Guten Morgen, mein Alles! Tausend Küsse Deinen schönen Augen."

„In der That, recht innig lieben wir uns Beide! denn unter Deinem Geschlecht liebt keine wie Du, und unter dem meinigen wird schwerlich mich einer übertreffen. Ich bin eben noch so leidenschaftlich feurig, wie damals, als ich zum erstenmal Dich sah, ja, ich liebe jetzt noch inniger und heftiger. Mit Einem Worte: Ich liebe Dich, Ich bete Dich an, Ich verehre Dich über alles. — Guten Abend, meine Liebe!"

„Du schreibst: Deine Liebe sey tausendmal stärker als die meinige; das ist aber gewiß eine Unwahrheit, die ich mit eben den Waffen verfechten will, die Du gewählt hast.

Nie habe ich Dich so sehr geliebt, als jetzt; und damit sage ich Dir schon zu viel. Gute Nacht!"

„In Deiner Abwesenheit trage ich mich beständig schwarz, weil ich ein Wittwer alles dessen bin, was mir Freude und Wohl gewähren könnte. Nie kann eine Treue der meinigen gleichen. Freue Dich, Du bist der Gegenstand derselben! — Ich werde meine Zurückkunft beschleunigen, wie der Verliebteste in der Welt. Glaube das, meine Königin, und nimm meinen Handkuß mit eben der Herzlichkeit, mit der ich ihn gestern Dir gab, u. s. w."

S i g b r i t t.

So viel Aufsehen zu ihrer Zeit Sigbritt erregte, so wenig hat man von ihr aufgezeichnet. Welchen Stoff müßten Memoiren einer solchen Frau der Geschichte geben!

Im niedrigen Stande geboren, eine Fremde im Lande, wußte sie sich dennoch der höchsten Gewalt und Macht über das Reich, unter der Regierung Königs Christian des Zweiten in Dänemark, zu bemächtigen. Neid, Haß und alle Verfolgungen ihrer Feinde konnten sie nicht stürzen, und nur die Entsetzung des Königs von der Regierung zog auch ihren Fall nach sich.

Man weiß nichts von ihrer Herkunft, Erziehung und von den frühern Begebenheiten ihrer Jugend zu sagen, man weiß nur, daß sie aus den Niederlanden nach Dänemark gezogen war; man sieht sie auftreten, als ihre Tochter Dywecke mit dem König Christian,

als er noch Prinz und Statthalter in Norwegen war *), bekannt wurde.

Dieser erfuhr bei seiner Ankunft zu Opslo von dem Erzbischoff Erich Walkendorph, wie man sagt, es wohne in der Stadt Bergen ein gar liebes Mädchen, die Tochter einer Gastwirthin, welche jedermann entzücke, der sie sehe und spreche. Ihre Schönheit sey eben so groß als ihr Verstand, und ihr Betragen eben so anziehend und einnehmend, als voll Klugheit und Anmuth.

Diese Schilderung machte den Prinzen begierig, sie kennen zu lernen, und als er nach Bergen kam, gab er dem Adel und der Bürgerschaft einen Ball auf dem Rathhause, auf welchem auch Sigbritt mit ihrer Tochter Dyweke erschien.

Der Prinz sah sie kaum, als er von ihr bezaubert wurde. Nach einigen, voll Zerstreuung gemachten Tänzen forderte er das schöne Mädchen, die sein Herz in Flammen gesetzt hatte, zum Tanze auf, und sagte ihr unter demselben so viel Schönes und Verbind-

*) Im Jahr. 1507.

liches vor, als ihm zu sagen nur möglich war. Ihre Bescheidenheit und Klugheit erhöhte den Werth ihrer Antworten, die sie dem entzückten Tänzer gab, und die schmeichelhaftesten Hoffnungen belebten sein Herz.

Ein zweiter Ball auf dem Schlosse brachte den Prinzen dem Ziele seiner zärtlichen Wünsche näher, und sein Glück ruhte in seinen Armen.

Sigbritt, eine kluge, listige Frau, wußte sich des Glücks zu bedienen, welches ihre schöne Tochter gemacht hatte, überließ sie der Zärtlichkeit, und suchte ihren Wohlstand zu gründen. Alles gelang. Der Prinz beschenkte sie reichlich, ließ ein Haus bauen, und bat sie, dasselbe als ein kleines Zeichen seiner Erkenntlichkeit anzunehmen. Das Haus wurde eingerichtet und von der geliebten Dyweke und ihrer Mutter bezogen. Es war der Schauplatz der Liebe, der Sitz des Glücks des dankbaren Liebhabers; seine Tage verflossen im Entzücken, seinen Wünschen lachte die süßeste Erfüllung, und einige Jahre waren schnell in ungetrübter Heiterkeit vorüber gerauscht, als der Prinz von seinem Vater,

dem König Johann, nach Dänemark gerufen wurde *).

Seine Geliebte und ihre Mutter folgten ihm, bezogen zu Kopenhagen eine kleine Wohnung, und lebten still und verborgen, abgezogen von der Welt, zuweilen von des Prinzen geheimen Besuchen beglückt. — So blieb es auch, als der Prinz des Vaters Thron bestieg, und sich vermählt hatte.

Sigbritt, die die Gunst des Königs mit der Liebe zu ihrer Tochter erlangt hatte, wußte sich klug in derselben zu erhalten und täglich mehr zu befestigen. Der König wurde es gewohnt, ihr mancherlei mitzutheilen, ihren Rath zu verlangen, und demselben zu folgen. So hatte sie sich nach und nach seines ganzen Zutrauens bemeistert, und ihr Ansehen stieg mit jedem Tage.

Die schöne Dyweke starb **), aber die Mutter behielt ihren Einfluß auf den König, der sie jetzt öffentlich so auszuzeichnen anfing, daß jedermann sich um ihre Gunst bewarb, daß Hohe und Niedrige sich ihrem Schutze empfahlen.

---

*) 1510. **) 1517.

Dyweke war in der Blüthe ihrer Jahre, bei völliger Gesundheit, so schnell und unverhofft gestorben, daß man sich der Meinung nicht erwehren konnte, sie habe Gift bekommen. Der Verdacht fiel auf die Anverwandten eines vornehmen Edelmanns, Torben Oxe, der von Dywekens Reizen entzückt, wie man sagte, ihr seine Hand angeboten hatte. Seine Familie wollte es nicht zu einer Heirath kommen lassen, durch die sie sich beschimpft glaubte, und Dyweke sollte das Opfer ihres Entschlusses geworden seyn, wie man glaubte, denn zu erweisen war es nicht.

Der König aber, ungehalten auf den kühnen Nebenbuhler, der es wagte, ihm zur Seite zu treten, faßte einen so glühenden Haß gegen ihn, der diesem endlich das Leben kostete. Angeschuldigter Staatsverbrechen wegen kam Torben Oxe in Untersuchung, und wurde zum Tode verdammt. Die Königin, der Rath, der Legat des Papstes, legten vergebens Vorbitten für den Verurtheilten ein; er mußte sterben.

Sigbritt, deren Ansehen mit jedem Tage stieg, hatte einen Pallast zu Kopenhagen, in welchem sie Hof hielt, der stets von Bitten=

den, die ihre Vorsprache, ihren Schutz such-
ten, belagert war. Mit diesem Ansehen aber
stieg auch ihr Stolz, besonders gegen den
Adel, welchen sie endlich durch ihr Benehmen
ganz gegen sich aufbrachte. Dennoch mußte
man sich hüten, laut zu werden, denn die
Gewalt, welche sie über den König hatte, den
sie jetzt ganz beherrschte, war so unumschränkt,
daß sie jeden in's Verderben stürzen konnte,
der es gewagt hätte, etwas zu ihrem Nach-
theil zu sprechen. Die Unzufriedenen konnten
weiter nichts thun, als daß sie heimlich auf
die Anmaßungen der Mächtigen aufmerksam
machten, sie dem Volke verhaßt zu machen.
Alle Ungerechtigkeiten, welche der König be-
ging, alle Grausamkeiten, die er ausübte, de-
ren leider! nicht wenige waren, wurden sei-
ner Rathgeberin zugeschrieben.

Unpartheiisch gesprochen, kann man Sig-
britten große Fähigkeit, schwierige Sachen
leicht zu entwickeln, gründliche Einsichten in
mancherlei Dinge, durchaus nicht absprechen,
und was sie that, war mit einer gewissen
Berechnung, nach irgend einem Endzweck,
gethan, der aber freilich gar oft selbst eben
so schlimm, als die Art der Ausführung em-

hörend, war. Einen größern Beweis ihrer Fähigkeiten giebt es wohl nicht, als den, daß der König, der an Verstand und Einsicht der Regierung ganz gewachsen war, dennoch ihren Rath so oft verlangte, und demselben vor allen andern folgte.

Sigbritt hatte von dem König die Oberaufsicht über den Zoll im Sunde erhalten, und auf ihren Rath wurde die Einnahme desselben nach Kopenhagen verlegt; diese Anordnung brachte die Stadt Helsingör gegen die Rathgeberin aufs Höchste auf. Die Hanseestädte beschwerten sich darüber, die fremden Kaufleute beklagten sich wegen des Aufenthaltes, ja sie beschuldigten sogar, nach den Begriffen der damaligen Zeit, Sigbritten der Zauberei, welche sie gebrauche, sie auf ihrer Fahrt aufzuhalten. Zum Gehülfen in dieser Kunst gaben sie ihr den Stiftsherrn Meister Paul in Ripen, und streuten allerlei Mährchen von ihren Zauberstückchen aus.

Der Haß, den man nun einmal auf sie geworfen hatte, nahm immer mehr im Reiche zu. Da sie aber ungemein dreist, unternehmend und unerschrocken war, bekümmerte sie sich um nichts, und setzte, was sie sich vorge-

nommen hatte, mit einem Starrsinn und einer Beharrlichkeit durch, daß sie, wenn man sie auch hassen mußte, dennoch selbst ihren Feinden Erstaunen und Bewunderung abzwang. Selbst der Ablaßkrämerei, welche damals anfing ihr Unwesen in Dänemark zu treiben, setzte sie sich mit allen Kräften entgegen, und hatte die, damals gewiß große Kühnheit, dem Päpstlichen Legaten harte Reden darüber zu geben, und öffentlich zu sagen: „Wär ich König, ich ließ den Ablaßkasten in's Meer werfen, und den Legaten und seine Leute ersäufen."

Auch die Gnade der Königin hatte Sigbritt zu erwerben gewußt, oder vielmehr errungen, denn bey der Keckheit, mit welcher sie einhertrat, hatte sie eine gewisse gefällige Freimüthigkeit und Aufrichtigkeit, der man nichts übelnehmen konnte; und so durfte sie sich's erlauben, z. B. der Königin, die sehr fruchtbar war, zu sagen: „das Land könne unmöglich die kleinen Herrchens alle ernähren, welche sie demselben schenke;" ohne daß diese es übel aufnahm, oder aufnehmen wollte.

Sigbrittens Freund und vorzüglichster Günstling war ein gewisser Dietrich

Slaghek, den ihre Vorsprache in des Königs Dienste gebracht hatte, ein listiger und verschlagener Kopf, der endlich zu einem solchen Ansehen gelangte, daß er zuletzt unter sich und seine Freundin allein die Reichssachen theilte.

Kurz darauf brach der schwedische Krieg und das Stockholmer Blutbad aus, welches den König Christian so verhaßt machte, und die Verbitterung gegen Sigbritten, die aber an diesen Grausamkeiten, welche ganz in des Königs Charakter lagen, schwerlich Antheil hatte, vermehrte. Dennoch getraute keiner, sich öffentlich ihr entgegen zu stellen, weil sie eben so viel Muth hatte, ihren Feinden die Spitze zu bieten, als Klugheit, sie heimlich zu unterdrücken.

Der größte und furchtbarste ihrer Feinde war der Admiral Severin Norby, ein Mann von großen Verdiensten um das Reich, den auch der König sehr hochachtete. Sie kannte ihn und seine Meinung von ihr, aber vergebens versuchte sie es, ihn dem Könige verdächtig zu machen, was selbst bei dem Unglück nicht geschehen konnte, das ihr begeg=

nete, und dessen Anstiftung sie ihm gern zuge-schrieben hätte.

Die Truppen, welche der König bey Soel-bierg musterte, zu sehen, wollte Sigbritt da-hin gehen, als sie von zwei besoffenen Bauern angefallen wurde, die einander zuriefen: „Die ist's! Die regiert den König! Die soll ster-ben!" sie anpackten, abprügelten, und in die See warfen.

Der König, welcher hörte, was geschehen war, eilte ihr zu Hülfe, und fand sie von Schlägen übel zugerichtet, halb ertrunken, doch außer Lebensgefahr. Er ließ sie in einen Wagen bringen und in die Stadt fahren. Am Thore standen einige Rothschildische Soldaten, die sie kaum erblickten, als sie nach ihr schossen. Sie kam jedoch unverletzt in ihre Wohnung.

Die Bauern wurden ergriffen, und Sigbritt hatte das Vergnügen, sie hinrichten zu sehen.

Gleich darauf kam es zu einem großen, gefährlichen Aufstande gegen den König, der gezwungen wurde zu fliehen, und sein Reich zu verlassen *) Bei dieser Flucht ließ er Sig-britten in einen Kasten schließen, und so zu

*) 1524.

Schiffe bringen, damit der Pöbel sie nicht mishandeln möchte.

Hier endiget sich ihre Geschichte, und die Schriftsteller wissen nichts Gewisses von ihren fernern Schicksalen und ihrem Ende zu sagen, obgleich einige meinen, sie sey in den Niederlanden, wohin sie mit dem Könige floh, gestorben. Da man nun nichts von den Begebenheiten ihrer erstern Lebensjahre, und nichts von den Schicksalen ihres spätern Lebens weiß, so hat man sie mit einem Cometen verglichen, von dem man auch nicht eigentlich weiß, woher er kömmt, und wohin er geht.

Ihre kurze, unvollkommene Geschichte hat genugsam ihre Talente, ihre Fähigkeiten beurkundet, aber auch ihren Charakter in ein gar beschauliches Licht gestellt. Ihr Ehrgeiz war unbeschränkt, ihre Kühnheit und Keckheit durchaus bezeichnet, und Recht hatte sie stets. Ihr Verstand war durchdringend, und die Absichten, nach welchen sie handelte, zeigten, wie groß ihre Einsicht war. Daher kam es auch, daß man sie der Hexerei beschuldigte. Denn in jenen Zeiten waren Menschen von Kenntnissen und Verstande, dem großen Haufen, stets Zauberer.

Daß ein junges, schönes Mädchen das Herz eines Monarchen einnimmt, wer will das ein Wunder nennen? Daß aber eine alte, gemeine Frau sich auf einen Platz schwingt, auf welchem Sigbritt stand, sich auf demselben zu erhalten weiß, und das Herz eines sehr selbstständigen Königs nach Wohlgefallen beherrscht, wer muß darin nicht etwas Ausserordentliches finden?

Eleonore Christine

Gräfin von Uhlfeld.

Eine Tochter König Christians des Vierten von Dänemark, und seiner Geliebten, Christine Munk, wurde Eleonore Christine Güldenlöwe, (diesen Namen führten des Königs natürliche Kinder,) auf dem Schlosse Friedrichsburg den 22. Jul. 1621 geboren.

In ihrem siebenten Jahre wurde sie, nach des Königs Willen, mit Corfiz Uhlfeld verlobt, der damals des Königs Kammerjunker war, und durch seine vorzüglichen Eigenschaften sich ganz besonders unter dem Dänischen Adel auszeichnete. In ihrem zwölften Jahre soll der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg um sie angehalten haben, aber der König, sagt man, wollte die einmal geschlossene Verbindung nicht aufheben.

Sie wurde mit großer Sorgfalt erzogen, lernte verschiedene fremde Sprachen, wurde in der Musik, in der Mathematik, im Zeichnen unterrichtet, war sehr gelehrig, und zeich-

nete sich vor ihren vielen *) Brüdern und Schwestern vortheilhaft aus, daher sie der König auch ganz besonders liebte.

Als sie funfzehn Jahr alt war, wurde ihr Beilager mit Corfiz Uhlfeld, welcher damals Statthalter in Kopenhagen war, vollzogen **). Auch vermählt entsagte sie den Wissenschaften und Künsten nicht, ja sie lernte jetzt noch Lateinisch und Italienisch mit einer Leichtigkeit, welche jedermann in Verwunderung setzte. Sie konnte zu gleicher Zeit ein Lied singen und eins schreiben, und dennoch auf alles merken, was um sie herum vorging.

Sie folgte ihrem Gemal auf seinen Gesandtschaften nach Holland und Frankreich ***), und machte eine Reise nach England ****). Dadurch lernte sie die Welt kennen, bekam Kenntnisse von Staatssachen, und kam wegen ihres Verstandes und ihrer Einsicht auch bei den Fremden in Ansehen.

Als sie sich bei ihrem Gemal zu Stralsund aufhielt *****), lernte sie die Spanische

*) Sie hatte drei Brüder und sechs Schwestern.

**) Den 9ten Okt. 1636.

) 1646. *) 1649. *****) 1654.

Sprache, und übersetzte aus derselben bald ein kleines Buch: Mathias de los Royos, in's Dänische. Aus dem Französischen übersetzte sie den Roman Cleopatra, und in deutscher Sprache machte sie Verse. Von ihrer Beredsamkeit gab sie eine glänzende Probe, als sie einmal ihren Gemal vor Gericht vertheidigte.

So viel von ihren Wissenschaften, und nun zu ihrem Leben, welches nach dem Tode des Königs, ihres Vaters, für sie eine Kette von Unglück und Elend wurde.

So lange der König lebte, wurden die von ihm mit Frau Christine Munk (welche den Titel Gräfin zu Schleswig-Holstein führte) erzeugten Kinder sehr werth und hoch gehalten, wurden, nebst ihrer Mutter *), gleich nach den Prinzen in's Kirchengebet eingeschlossen, und nahmen an allen Hoffesten Theil. Besonders aber wurde Eleonore von dem Könige geliebt, der ihr den Titel ihrer Mutter bei ihrer Vermählung gab, und ihrer Kenntnisse und ihres Verstandes wegen sie sehr liebevoll und ausgezeichnet behandelte. Uhlfeld

*) Sie fiel 1630 in Ungnade, verlor ihren Titel, und mußte sich Frau Christine zu Boller nennen.

hatte es also, nächst seinen großen Talenten, auch seiner Gemalin zu danken, daß er die größte Gewalt im Reiche erhielt. Dieß brachte aber die Prinzen und den Adel gegen ihn auf, die seinen Einfluß in die Regierung eben so sehr als seinen Verstand fürchteten. So lange der König lebte, mußte man sich freilich verstellen, kaum aber schloß er die Augen *), als man ganz offen gegen den verhaßten Günstling hervortrat.

Uhlfeld und seine Gemalin sahen voraus, was ihnen drohte, und er hatte Muth genug, als Reichs-Hofmeister, und während der Thronerledigung, als Haupt des Adels, Zwischenkönig, sich der Thronbesteigung des Kronerben entgegenzusetzen, aber vergebens. Die Gewalt, welche er sich anmaßte, waffnete den Adel gegen ihn, und Friedrich der Dritte bestieg den Thron.

Sogleich ließ die Königin, die ohnehin nie ihre Freundin war, der Gräfin Uhlfeld verbieten, nicht mehr mit ihrem Wagen gerade auf den Schloßhof zu fahren, und der Haß

*) 1648.

gegen sie wurde noch mehr durch einen sonderbaren Zufall genährt und vergrößert.

Ein Künstler, insgemein Kunstkaspar genannt, zu Lyngby, verfertigte die Krone, mit welcher die Königin gekrönt werden sollte. Bei diesem Manne wollte die Gräfin Uhlfeld auch etwas bestellen, kam zu ihm und sah die Krone. Sie war Weib genug, sich nicht enthalten zu können, die Krone aufzusetzen, sich in diesem Schmucke vor dem Spiegel zu bewundern. Aber bei dem Hin- und Herschieben, um ihr eine gefällige Stelle zu geben, fiel ihr die Krone vom Kopfe, und ein großer Edelstein zerbrach. Sie schien daraus nicht viel zu machen, war auch nicht darauf bedacht, des Künstlers Stillschweigen zu erkaufen; was nun freilich dem Zufalle das Ansehen des Vorsatzes geben mußte, und dieser meldete, was geschehen war, der Königin. Diese, entrüstet, rief aus: „Man sieht es, daß ihr keine Krone bestimmt ist, so sehr sie es vielleicht auch wünschen mag;“ gebot dem Künstler zu schweigen, und einen andern Stein in die Krone zu setzen.

Indessen blieb alles noch ruhig, und Uhlfeld schien ganz sicher zu werden, da er als

Ambassadeur nach Holland geschickt wurde *). Als er aber wieder zurückkam, wurde er sehr kalt empfangen, und zog sich vom Hofe zurück.

Jetzt glaubte er sich nicht mehr sicher, bewaffnete seine Leute, ließ sein Haus verwahren, als befürchte er Einbruch, und bat den König, ihn gegen seine Feinde zu schützen. Dieser ließ ihm eine Compagnie Soldaten anbieten, ja, er erbot sich, ihm und seiner Familie einen Aufenthalt auf seinem Schlosse zu geben. Er nahm dieses Anerbieten nicht an, und fuhr fort, in seinem Hause sich zu verrammeln, zu verriegeln.

In diesem Augenblicke trat eine gewisse Dina Winhoffers, ein artiges Mädchen, von vielen geliebt, mit der Uhlfeld sich zuweilen unterhielt, nebst einem ihrer Liebhaber, dem Obersten Jürgen Walter, gegen den Grafen auf, und beschuldigte ihn böser Absichten gegen das Leben des Königs. Die Sache wurde sogleich anhängig gemacht, und die Untersuchung begann. Als aber Uhlfeld selbst vor Gericht erschien, wagte es Dina nicht, bei ihrer Angabe zu bleiben, widerrufte

*) 1649.

alles, was sie vorher ausgesagt hatte, und gab vor, sie sey behext, von Sinnen, und wisse nicht, was sie rede. Das konnte ihr aber nicht helfen; die Richter ließen eine solche Entschuldigung nicht gelten. Sie wurde ihrer falschen Angabe wegen zum Tode verdammt, und enthauptet. Walter aber, und einige andere ihrer Liebhaber, wurden aus dem Reiche verwiesen.

Ob nun gleich Uhlfeld die größte Genugthuung erhalten hatte, verließ er doch ganz unvermuthet Dänemark, begab sich auf ein Schiff, und ging mit seiner Gemalin und seiner Familie nach Holland. Alles das ging so schnell und so heimlich zu, daß seine Abreise erst bekannt wurde, als er schon beinahe Holland erreicht hatte.

Er verweilte aber nicht lange in Holland, und ging nach Schweden, wo er die Königin Christina um Schutz bat.

Ehe er diesen erlangte, lebte er zwischen Furcht und Hoffnung versteckt in Stockholm, und seine Gemalin ging nur verkleidet umher, wenn sie auszugehen hatte. — Er erlangte endlich, was er suchte. Christina nahm

ihn in ihren Schutz, ertheilte ihm Audienz *), unterhielt sich lange mit ihm, und erlaubte seiner Gemalin, ihr den folgenden Tag in Mannskleidern, was die Königin liebte, ihre Aufwartung zu machen.

Von der Unterhaltung der Gräfin entzückt, gewährte sie ihr alles, was sie wünschte, und ließ ihr sogar ein Zimmer auf ihrem Schlosse einräumen, wo sie ihr Wochenbett aufschlagen sollte.

In Dänemark wurde Uhlfeld nun seiner Würde als Reichs-Hofmeister entsetzt, seine Güter wurden eingezogen, und der Dänische Gesandte am Schwedischen Hofe gab der Königin zu erkennen: „man wundere sich, wie sie einem Manne ihren Schutz angedeihen lassen könne, der desselben ganz unwürdig sey," erzählte vielerlei von ihm, und sagte unter andern: Uhlfeld habe eine Summe von 25000 Thalern unterschlagen, die der König von Dänemark durch ihn dem vertriebenen Könige von England habe wollen zustellen lassen. Die Königin antwortete ganz leicht;

*) Den 26sten Sept. 1651.

„Uhlfeld versichert, daß der König das Geld erhalten hat, und ich glaube ihm."

Als die Königin Christina die Regierung niedergelegt hatte, und ihr Nachfolger, der König Carl Gustav, Krieg mit Dänemark bekam, wurde Uhlfelds Rath gar sehr benutzt, und er war es, zum großen Verdruß der Dänen, der die Punkte des Friedens entwarf, der zu Rothschild geschlossen wurde, und welcher ihn selbst wieder in den Besitz aller seiner Güter setzte. Er ging aber nicht nach Dänemark zurück, sondern begab sich nach Schonen. Der Krieg aber brach wieder aus, Uhlfeld wurde den Schweden verdächtig, und erhielt zu Malmoe Arrest. Es wurden Commissarien ernannt, und er kam in Untersuchung. Wie vom Schlage gerührt, stellte er sich stumm, und seine Gemalin führte, mit seltener Beredsamkeit, seine Sache vor Gericht. Ehe aber noch sein Prozeß geendiget war, floh er nach Dänemark.

Hier arbeitete man eben an dem großen Souverainitätswerke, und betrachtete ihn als einen so gefährlichen Mann, daß man ihn auf das Schloß Rosenburg in Verwahrung brachte. Bald darauf aber wurde auch seine Gemalin

gefangen genommen, und beide wurden nach Bornholm geführt, wo sie gegen zehn Monate lang beisammen waren. Dann aber wurden sie, weil Uhlfeld zu entfliehen trachtete, abgesondert, und ihn brachte man in genauere Verwahrung. Durch Vorbitte mehrerer Freunde bekam er endlich seine Freiheit wieder *), nachdem er sich verpflichtet hatte, im Reiche zu bleiben, und nichts zu unternehmen, das dem Könige zum Nachtheil gereichen könnte.

Dieses Versprechen aber hielt er nicht, und machte, als er die Erlaubniß erhalten hatte, die Bäder in den Niederlanden zu brauchen, einen gefährlichen Anschlag gegen das Reich und den König. Dieses wurde verrathen, das Leben wurde ihm abgesprochen, und das Urtheil an seinem Bilde vollzogen. Er aber hielt sich in der Schweiz verborgen, wo er bald darauf **) starb.

Eleonore war, als ihr Gemal in die Niederlande ging, nach England geschickt worden, das Geld zurückzufordern, welches vom König von Dänemark dem damals landflüchtigen

*) Den 17ten Okt. 1661.
**) 1664.

Könige Karl dem Zweiten war vorgestreckt worden; allein statt bezahlt zu werden, wurde sie gefangen genommen *). Der Dänische Gesandte verlangte ihre Auslieferung, was ihm abgeschlagen wurde, doch verhinderte man nicht, daß er ihrer Person sich mit List bemächtigen konnte. Sie wurde **) nach Kopenhagen gebracht, und dort in den blauen Thurm gesetzt. So kam König Karl davon, ohne bezahlen zu dürfen, und der König von Dänemark bekam die Gräfin in seine Gewalt, deren kühner Unternehmungsgeist ihn besorgt machte.

Ehe sie ins Gefängniß gebracht wurde, ließ die durch die Kronenprobe beleidigte Königin, sich recht auffallend an ihr zu rächen, sie aufs Schloß bringen, durch eine Kammerfrau ihr ihre kostbaren Kleider ausziehen, und ihr ihre Perlen und Juwelen abnehmen. Unwillig lächelnd übergab sie ihr Geschmeide, und indem sie fragte: „Bin ich euch nun arm genug?“ verlangte sie fortgeführt zu werden, und sagte:

*) Den 9ten July 1663.

**) Den 8ten August.

„In einem Schlosse hätte ich das nicht zu erleben geglaubt.“

Im Gefängnisse verfertigte sie mancherlei künstliche Arbeiten; unter andern einen Becher von Thon, auf dessen Boden sie einige Worte schrieb, welche der König lesen sollte, was auch geschah. Denn als der König einmal den Schloßpräsidenten fragte, womit Eleonore sich beschäftige, und zur Antwort erhielt: „sie macht Becher;“ ließ er sich einen bringen. Als er ihn genau besah, fand er die Schrift, und sagte zu dem Präsidenten: „Sie ist klüger wie Du.“ — Dennoch blieb sie in strenger Verwahrung. Sie hatte in ihrem Kerker kein Messer, und kein anderes Licht, als was von einem Fenster, das man öffnete, um den Rauch hinauszulassen, da ihr Ofen keine Röhre hatte, von oben hereinfiel.

Nach dem Tode ihrer unversöhnlichen Feindin, der Königin Sophia, wurde ihr Gefängniß ihr erträglicher gemacht, und die neue Königin, Charlotte, ob sie gleich ihr die Freiheit nicht verschaffen konnte, brachte es doch dahin, daß sie besser gehalten wurde, als vorher. Sie beschäftigte sich mit allerlei künstlichen Arbeiten, welche sie der Königin schickte, unter an-

dern machte sie einen Beutel, auf welchen sie mit Perlen die deutschen Verse stickte:

In des Kerkers düstern Mauern,
unter Schmerzen, Gram und Trauern,
hebt zu Dir sich Herz und Sinn;
meinen Kummer wirst Du wenden,
meine Leiden wirst Du enden,
gnadenreiche Königin!

Endlich erhielt sie die Freiheit *), nachdem sie zwei und zwanzig Jahre im Kerker geschmachtet hatte. König Christian der Fünfte setzte ihr einen jährlichen Gehalt von 1500 Thalern aus, und gab ihr eine Wohnung im Kloster Mariboe, wo sie auch in einem hohen Alter **) starb.

Sie hat viel geschrieben, besonders Gedichte, unter denen sich ein größeres Werk: Preis der Heldinnen, befindet, Lustspiele, eine Rede von berühmten Weibern, und moralische Briefe; auch ein Tagebuch hat sie hinterlassen. Es ist aber nur sehr wenig von dem allen bekannt, und gedruckt worden.

---

*) 1685.
**) Den 16ten März 1698.

Die Natur hatte ihr Schönheit, Verstand, Scharfsinn und ein empfängliches Herz verliehen. Sie war belesen, beredt, klug und gewandt, im Glück ein wenig übermüthig, im Unglück standhaft und gesetzt. Außer Fassung war sie nicht leicht zu bringen, und handelte immer mit einer Art von Besonnenheit, wenn sie nicht leidenschaftlich wurde. Am Hofe als die Tochter eines Königs erzogen, verehrt und bewundert von allen, die sie umgaben, konnte es nicht fehlen, ihr Herz mußte sich Eindrücken überlassen, denen sie nur ungern entsagen konnte. Ihre Verheirathung an einen stolzen, unruhigen Mann verwebte ihr Schicksal in das seinige, legte ihren Tugenden Fesseln an, und bemächtigte sich ihrer Talente. Was würde, unter andern Umständen, sie gethan haben, was würde von ihr zu sagen seyn!

Franziska

Gräfin von Chateaubriant.

Einsam und zufrieden, glücklich im Arm der schönen, immer neuen Natur, lebte Franziska bei ihrem Bruder, dem Vicomte de Foix, auf dem Lande. Romantisch lag das Schloß der Familie, auf einer Anhöhe, unter sich ein fruchtbares üppiges Wiesenthal, durch welches das silberne Band des Flusses sich zitternd schlang, umgeben von hohen, mit Wäldern bekränzten Bergen. — Franziska kannte alle liebliche Plätzchen, und durchstrich mit Wohlgefallen, empfindsam gestimmt für die Freuden der Natur, die herrlichen Auen. Im Besitz eines sanften Herzens, wuchs sie schön und blühend heran, und eben hatte sie ihr siebenzehntes Jahr angetreten, als der wichtigste Augenblick ihres Lebens sich nahte.

Franz der Erste hatte eben Frankreichs Thron bestiegen *), als er alle seine Günst-

*) Im Jahr 1515.

linge und die Freunde seiner lustigen Jugend um sich versammelte, sie zu den vornehmsten Posten des Reichs empor hob, und mit den angesehensten Würden sie bekleidete, auf welche mehrere gegründete Ansprüche zu haben glaubten.

Ein solcher war der Graf von Chateaubriant, zwar noch jung, aber befreundet und verschwägert mit den größten Häusern des Reichs, der, als er sich übergangen sah, beschloß, den Hof zu verlassen, sich zu vermählen, und auf seine Herrschaft zu gehen. Mit seinen Klagen und seinem Entschluß machte er seinen Freund, den Vicomte de Foix, bekannt, indem er ihn auf seinem Schlosse besuchte.

Hier sah er zum erstenmal die sanfte Franziska. Von ihren Reizen entzückt, von ihrer Sanftheit bezaubert, konnte er seinen Empfindungen nicht widerstehen, entdeckte ihr dieselben, und bat sie um ihre Hand. Sie antwortete ihm: Ihr Schicksal stehe in den Händen ihres Bruders. Dieser aber gab sogleich seine Einwilligung, als der Graf ihm seinen Entschluß entdeckte. Die Familie erwog, der Graf sey ein reicher, vornehmer

Mann, und es stehe einer Verbindung mit dem Fräulein durchaus nichts im Wege. Die Vollziehung derselben verlangte der Graf sogleich, und ohne Gepränge. Dieß geschah, und nach einer Vorstellung seiner Gemalin bei Hofe wollte der Glückliche sogleich mit ihr auf seine Güter gehen.

Zu dieser Vorstellung wurde ein Hoffest gewählt, wo König Franz der Erste kurz nach seiner Krönung einen öffentlichen Einzug in Paris hielt.

Franziska wurde sehr gnädig von der Königin aufgenommen, und der König, der sich nur allzu leicht und gern schönen Eindrücken überließ, wurde bezaubert von der Schönheit der Gräfin. Diese empfand nicht weniger die Wahrheit der allgemeinen Behauptung, der König sey ein schöner, angenehmer Mann, konnte ihre Augen nicht von ihm wenden, und fand ihn, je länger sie ihn ansah, je liebenswürdiger. Ohne zu überlegen oder zu bedenken, was doch wirklich hierbei zu überlegen und zu bedenken war, überließ sie sich ihren Empfindungen so auffallend, daß sie bemerkt, selbst von dem König bemerkt werden mußte, dem es ganz schmeichelhaft war, die Aufmerk-

samkeit einer schönen Frau zu fesseln. Er lispelte ihr einige verbindliche Worte zu, und verließ die Gesellschaft mit einem gegen sie gerichteten Seufzer. Dieß brachte die Gräfin außer sich.

Der Gedanke, den Hof verlassen zu müssen und mit ihrem Gemal in die Einsamkeit zu gehen, wurde ihr unerträglich. Sie, die sich sonst den sanften Eindrücken der schönen Natur so willig überließ, hätte all' das Prachtgeschmeide der schönen Auen jetzt gegen ein einziges von Kerzen flimmerndes Hofzimmer, hätte alle Wirklichkeiten des empfindenden Lebens gern gegen die Unnatürlichkeiten des prunkenden Hofes vertauscht. Und wenn sie sich auch alle diese Vorwürfe hätte selbst machen können, so hätte doch die Gegenwart des Königs jede Selbsterkenntniß vernichtet. — Und diese Dame war auf dem Lande erzogen!

Gegen ihren Gemal schilderte sie die Artigkeit und Freundlichkeit des Königs mit so lebhaften Farben, erhob seinen Anstand und sein Betragen so sehr, daß dieser, wäre er auch weniger eifersüchtig gewesen, als er es wirklich war, dennoch hätte Argwohn schöpfen müssen. Genug aber an dem, was er gehört

hatte, sagte er ihr ganz gelassen, sie möchte sich zur Reise einrichten, denn gleich übermorgen, nach dem Turniere, würde er Paris verlassen.

Dieß geschah auch, und Franziska nahm das Bild des Königs in ihrem Herzen mit.

In der Einsamkeit des stillen Landlebens hing sie ihren Gedanken mit Entzücken nach, kam aber oft wieder zu sich, machte sich selbst Vorwürfe über ihr Betragen, verdammte ihre Wünsche, fiel aber dennoch stets wieder in ihre gewiß nicht unstrafbaren Empfindungen zurück. Sie wurde mürrisch, unzufrieden mit sich selbst, und alle Liebesbezeigungen ihres Gemals wurden ihr widerlich. Er beklagte sich über ihr Benehmen; sie bat um Verzeihung, und versprach es sich selbst, sich dem verderblichen Strudel, der sie umfluthete, zu entreissen.

So eben wurde ihr eine sehr unbedachtsam bestellte Kopie von dem Portrait des Königs gebracht. — Sie war außer sich, wollte das Bild nicht ansehen, sah es dennoch an, wollte es zurücksetzen, behielt es aber in den Händen, wußte selbst nicht mehr, was sie that, drückte einen Kuß auf die unbelebten Lippen, zitterte heftig, und sank in Ohnmacht.

Es gab Lärm. — Der Graf kam herbei, sah seine Gemalin ohnmächtig neben dem Bilde des Königs liegen, und daß ihn das aufbrachte, wer wollt' es ihm verdenken?

An seinen Aeußerungen konnte seine Gemalin leicht merken, was in ihm vorging. Er blieb auch gar nicht bei bloßen Andeutungen stehen, sondern wurde oft sehr laut und sprach so bedeutend, daß die Gräfin mehr als einmal bebend das Zimmer verlassen mußte.

Indessen kam die Zeit ihrer Entbindung herbei, der Graf wurde Vater einer Tochter, wurde freundlicher und zärtlicher als bisher, und schien seine Gemalin höher zu schätzen.

Eben um diese Zeit machte ein Familien-Prozeß seine Gegenwart zu Paris nöthig. Er fürchtete, seine Gemalin möchte ihm allzusehr anliegen, sie mit dahin zu nehmen, wollte dennoch aber die Nachrede nicht haben, daß er aus Eifersucht ihr verbiete, ihm zu folgen, und sann, dem vorzubeugen, ein sonderbares Mittel aus.

Er ließ einen goldenen Ring verfertigen, der in zwei gleichen Theilen voneinander genommen und wieder zusammengesetzt werden konnte. Davon gab er seiner Gemalin die

eine Hälfte, und befahl ihr, auf alle seine Briefe, wären sie auch noch so dringend geschrieben, nicht zu ihm zu kommen, es sey denn, daß er ihr die andere Hälfte des Ringes zuschicke.

Er ging nach Paris, und beinahe trostlos, in Thränen schwimmend, ließ er seine Gemalin zurück, nach der man sich sogleich erkundigte, als er in der Hauptstadt ankam. Seine Bekannten beschuldigten ihn lächerlicher Eifersucht. Er behauptete, so sey es nicht, seine Gemalin finde nichts angenehmer, als das Landleben, und sehne sich nicht nach Paris. Zur Probe des Beweises erbot er sich, von einem jeden sich einen Brief an seine Frau dictiren zu lassen und ihr denselben zu schicken. — Dieß geschah, und die Antwort von der Gräfin kam zurück, sie könne sich nicht von ihrem Kinde, nicht von der schönen Gegend, in der sie lebe, trennen. Der Graf war froh, und glaubte nun ganz sicher zu seyn.

Zu seinem Unglück aber hatte er einen Kammerdiener, den Liebhaber des Kammermädchens der Gräfin, der nicht viel taugte. Franziska hatte in der ersten Aufwallung ihrer

Zofe mehr als zu viel von dem Ringe erzählt, und diese eben so viel davon dem Geliebten anvertraut, daß dieser dem Admiral **Bonnivet**, dem an der Ankunft der Gräfin in Paris viel gelegen zu seyn schien, versprach, es dahin zu bringen.

Von dem Admiral beschenkt, entdeckte dieser elende Mensch, der das Unglück seiner Herrschaft auf ewig gründete, demselben das Geheimniß des Ringes, welches die Gräfin sehr unvorsichtig im elenden Zorne ihres Herzens ausgeplaudert hatte, erbrach seines Herrn Schatulle, nahm den halben Ring, und ließ von einem Goldschmied eine zweite Hälfte desselben verfertigen. Nun wurde der Graf um einen zweiten Brief gequält, den er auch schrieb, der Admiral siegelte den halben Ring ein, und das unselige Blatt ging ab.

Die Gräfin kam nach Paris. Ihr Gemal war außer sich vor Erstaunen. Sie zeigte des Ringes Hälfte, und der Graf rief aus:

„Geht es so zu, so bin ich verloren! — Leben Sie wohl, Madam! Auf's nachdrücklichste verbiete ich Ihnen, mir zu folgen.“

Ohne weiter ein Wort zu verlieren, verließ er Paris.

Die Gräfin, ihr Bruder, die Familie schrieben Briefe, der Graf schickte sie zurück und verbat sich diesen Briefwechsel.

Der Vicomte reisete selbst zu dem Grafen. Dieser erklärte, seine Schwester sey gegen ihn in einem Bunde, sey treulos, und er möge sie nie wieder sehen; würde sie sich ihm aber dieser Erklärung ungeachtet nahen, so werde sie das erste Opfer seiner Rache seyn. — Der Bruder kam zurück, erklärte seinen Schwager für toll, und der König ließ, als er des Vicomte Erzählung vernahm, der Gräfin Schutz gegen ihren wahnsinnigen Gemal anbieten, und die Familie ließ sie nicht abreisen.

Sie erschien bei Hofe, und alles, was sie für den König empfunden hatte, erwachte in ihr, als sie ihn wieder sah. Sie wollte sich zurückziehen, aber sie vermochte es nicht, und der König benutzte einen günstigen Augenblick, mit dem feurigsten Geständniß ihr seine Liebe zu erklären. Er überreichte ihr ein Papier, und sagte, dieß sey das erste Zeichen seiner

Liebe. Es war ein Arret, wodurch ihr Gemal, auf des Königs Befehl, seinen Prozeß gewann.

Sie schickte dasselbe ihrem Gemal zu, und bat ihn, ihr zu erlauben, nach Chateaubriant zurückzukommen.

Der Graf kannte den König. Wer konnte es ihm verargen, zu glauben, dieses Arret habe er der Zärtlichkeit seiner Gemalin gegen den Geber zu verdanken? — Er beantwortete den erhaltenen Brief nicht. Die Gräfin war in großer Verlegenheit, da sie sich zumal sagen mußte, sie selbst habe sich in dieselbe gestürzt.

Der König ließ ihr indessen Zimmer bei seiner Schwester, der Gräfin d'Angouleme, einrichten, welche sie auch bezog. Einer ihrer Brüder wurde sogleich Gouverneur in Guienne und General bei der Armee in Italien, und der andere Erzbischof. Sie selbst wurde mit Geschenken und Liebkosungen vom Könige überhäuft, der sehr erfreut war, wie er sagte, das Schöne seines Hofes mit dem Schönern vermehren zu können. „Denn ein Hof ohne

Damen war, nach seiner Erklärung, ein Frühling ohne Rosen.

Madame d'Angouleme und der Admiral Bonnivet sprachen täglich von dem unsinnigen Betragen ihres Gemals, der die ihm zugedachte Ehre von sich stieß und des Königs gute Gesinnungen so verkannte, daß er wüthend drohte, mit ihr aufs schrecklichste umzugehen. Ihre Brüder konnten, da sie des Königs Belohnungen annahmen, nichts mehr in der Sache thun, und die Gräfin blieb sich selbst überlassen.

Noch einmal schrieb sie an ihren Gemal und bat ihn, zu ihm und ihrem Kinde zurückkehren zu dürfen, und dieser antwortete ihr endlich, daß er sich sehr wundere, wie sie einem ehrlichen Manne zumuthen könne, eine Frau wieder zu sich zu nehmen, die dem Könige so wohlgefalle, daß er Arrets, Marschallstäbe, Erzbisthümer ihren Reizen wie ganz unbedeutende Kleinigkeiten opfere. Er rieth ihr, zu bleiben, wo sie sey, und ihm nicht vor die Augen zu kommen, wenn sie ihr Leben liebe.

Was sollte sie thun? — Ihre Brüder zogen sich zurück, ihr Gemal drohte, der König war liebenswürdig, zärtlich und galant, — sie gab seinen Wünschen Gehör.

Der Bruder der Gräfin, welchen der König, von den Reizen der Schwester bezaubert, zum General bei seiner Armee in Italien ernannt hatte, bewies, daß er ohne Verdienst befördert worden war, und durch seine Schuld ging Mailand verloren. Dieß nöthigte den König *), selbst nach Italien zu gehen. — Die Gräfin begleitete ihn bis Avignon, und blieb in Lion zurück, wohin auch die Mutter des Königs ging, welche er, während seiner Abwesenheit, zur Statthalterin des Reichs ernannt hatte. Diese haßte die Gräfin, und überhäufte sie mit Kränkungen und Beleidigungen.

Die Gräfin ertrug alles geduldig, und sah dem Ende ihrer Leiden mit der Zurückkunft des Königs entgegen, die aber leider!

*) Im Jahr 1525.

nicht erfolgte. Der König lieferte die unglückliche Schlacht bei Pavia, verlor sie, wurde selbst gefangen genommen, und nach Spanien geführt.

Die Gräfin war außer sich. Betäubt von den Rückerinnerungen an ihre Schwachheiten, wußte sie nicht, wozu sie sich entschließen sollte. Sie hatte die Welt zu lieb, um in ein Kloster zu gehen, und zu viel Eitelkeit, ihr Gesicht hinter ein Gitter zu verstecken. Wie sehr sie ihren Gemal beleidiget, wie tief sie ihn erniedriget und seine Ehre gekränkt hatte, fühlte ihr Leichtsinn nicht. Sie wendete sich bittend wieder an ihn, und der Graf Laval, sein Neffe, bewirkte ihr die Erlaubniß, nach Chateaubriant zurückkommen zu dürfen.

Sie ging dahin ab, — ach, mit welchem Herzen! — Sie kam an. Zitternd stieg sie aus, und überflog mit nassen Blikken die bekannten Gegenstände, weilte noch, als ihr Gemal ihr entgegen kam, dessen Hand sie ergriff und sie küssend mit Thränen benetzte, indem sie schluchzend ausrief:

Ach, mein Gemal! mein theuerster Gemal!“ —

„Ich habe Ihnen — sagte dieser gelassen — ein Zimmer tapeziren lassen, wie Sie es nur verlangen können; dieses werden Sie bewohnen.“

Er führte sie in das Zimmer. — Es war ganz schwarz ausgeschlagen und mit dem Portrait des Königs geziert. — Erbebend trat sie zurück, als der Graf mit finstern Blicken ihr zurief:

„Dieß ist der Ort Ihres Aufenthaltes. Ohne meine Erlaubniß unterstehen Sie sich nicht, denselben zu verlassen, und wenn ich Sie nicht rufen lasse, wagen Sie es nicht, zu mir zu kommen.“

Sie sank auf ein Sofa, und blieb allein. Weinend gestand sie sich selbst, sie habe auf keine andere Behandlung rechnen können, und wünschte sich jetzt vergebens in ein Kloster. An eine Versöhnung, wovon sie geträumt hatte, war, wie sie nun wohl sehen kohnte, nicht zu denken, dennoch — so leicht über-

läßt der Leichtsinn sich falschen Hoffnungen! — rechnete sie auf die Zeit, auf der Männer leicht bewegliche Herzen und auf ihr Kind.

Dieses schloß sie mit Entzücken weinend in ihre Arme, drückte es an ihr Herz, als es zum erstenmale zu ihr kam, küßte es, und rief aus:

„O! wie gleichst du deinem guten, edlen Vater so sehr! wohl dir!“

Sicher rechnete sie darauf, von dem Grafen belauscht zu werden, und so war es auch. Er sah, ohne gesehen zu werden, durch ein verborgenes Fensterchen, und hörte, was die Gräfin that und sprach. Allein dieß erleichterte ihr Schicksal nicht.

Sie wurde krank. Der Graf ließ sie warten, besuchte sie aber nicht. Das Kind wurde krank; es starb, und so zerriß der letzte Faden, an welchen sie ihre Hoffnungen geknüpft hatte. Sie verfiel in die tiefste Schwermuth, und wünschte sich zu sterben.

Indessen bekam König Franz der Erste mit großen Aufopferungen seine Freiheit wie-

der, und kehrte nach Frankreich zurück. Der Graf fürchtete, von ihm zur Verantwortung gezogen zu werden, und eilte, das, was er schon längst beschlossen hatte, auszuführen. Er ging zu ihr und kündigte ihr den Tod an.

Sie, obgleich ihr Wunsch ihr gewährt werden sollte, sank zitternd auf ihr Lager, und rief mit bebenden Lippen aus:

„Sterben soll ich?"

„Sie müssen sterben, — antwortete der Graf. — Der Tod kann Ihnen nicht unerwartet kommen, denn Sie müssen es sich selbst schon lange gesagt haben, daß sie ihn verdienten, und nichts anderes erwarten konnten. Leben konnte ich, als Mann von Ehre, nicht mehr mit Ihnen, und Sie konnten keiner rechtschaffenen Frau ungestraft mehr zur Seite treten. Da Sie kein Kloster haben wählen wollen, sich und Ihre Schande vor der Welt zu verbergen, so müssen Sie das Grab wählen. — Bereiten Sie sich zum Tode, und bitten Sie Gott um Verzeihung Ihrer Sünden. Ich habe Ihnen vergeben. Gott sey Ihrer Seele gnädig!"

Die Gräfin sank betend auf die Knie, empfahl ihre Seele Gott, und bat ihren Gemal nochmals um Verzeihung.

„Ich habe Ihnen verziehen; — sagte dieser; — sterben Sie ruhig, zur Aufrechthaltung meiner Ehre, zur Abbüßung Ihres Verbrechens!“

Er gab ein Zeichen, und vier Verlarvte traten ein. Zwei hielten die Gräfin fest, und zwei öffneten ihr an den Armen und Füßen die Adern. — Sie starb *). — Der Graf verließ Frankreich und ging nach England.

Als König Franz den Tod der Gräfin vernahm, wollte er denselben an ihrem Gemale rächen, aber er war nicht da, und das schöne Fräulein Heilly hatte sein empfindsames Herz so sehr gefesselt, daß er an gar nichts als daran denken konnte, wie er ihr gefallen wollte, daß er alle Geliebten seines ganzen Lebens, und Schwur und Rache ver-

*) Im Jahr 1537.

gaß. — Der Graf aber schenkte dem Connetable Montmorenci Schloß und Gut Chateaubriant, — erhielt Verzeihung, und kam wieder nach Frankreich zurück.

Die Gräfin wurde in der Mathuriner Kirche beigesetzt, wo man noch heutiges Tages ihr Bild in Marmor gehauen auf ihrem Leichensteine neben der Grabschrift sieht.

Maria, Marquise von Sevigné.

Als Fräulein Rabutin heirathete Maria den Marquis Sevigné *), der im Duell gegen den Ritter d'Abbret blieb **). Sie war Mutter eines Sohnes, (den wir in der Geschichte der Ninon Lenclos wiederfinden werden,) und einer Tochter, die den Grafen Grignan heirathete ***).

Der Graf mußte kurz nach seiner Verheirathung als Gouverneur in die Provence gehen, wohin ihm seine Gemalin folgte, und dieser Trennung haben wir die Briefe der Marquise Sevigné an ihre Tochter zu verdanken, in welchen ihr Gefühl so zärtlich für die Abwesende spricht. Ihr Herz, überströmend von Empfindungen, wiederholt sich stets, und immer neu und überraschend, in denselben. Ihr Wunsch ist stets, ihre Tochter

*) Im Jahr 1644.
) 1651. *) 1669.

wieder zu sehen, es sey nun zu Paris, oder in der Provence, und sie wurde endlich ein Opfer ihrer Zärtlichkeit. Denn als sie zum letzten Male zu Grignan bei ihr war, wartete sie ihre kranke Tochter mit so viel Sorgfalt und Anstrengung, daß sie ein Fieber davon bekam, an welchem sie starb *).

Ihre Briefe wurden nach ihrem Tode gesammelt. Sie haben einen solchen Originalcharakter, daß man dieses Werk mit keinem andern dieser Art vergleichen kann. Die feinsten Züge malt eine lebhafte Einbildungskraft, welche alles zu verschönern weiß. Sie spricht in diesen Briefen mit so viel Wahrheit, daß man von gleichen Empfindungen sich gerührt findet, und mit ihr Freude und Traurigkeit theilt. Man stimmt in ihr Lob und in ihren Tadel ein, und findet lächerlich, was sie auf so feine Art lächerlich zu machen weiß. Die größte Feinheit der Empfindungen ist mit großer Richtigkeit des Verstandes vereiniget. Ihre Einfachheit ist voll Kunst, und eine gewisse glück-

*) Den 14ten Januar 1696.

liche Nachlässigkeit entzückt. Jede frostige Metaphysik des Herzens verschwindet, und ihre Gemälde sind treu und wahr. Die gesellschaftlichen Scherze, die außer solchen Zirkeln fast immer wenig gefühlt werden, fallen in diesen Briefen immer noch auf, so fern uns auch die Zeiten ihrer Entstehung sind.

Wenn sie ihre Briefe dictirte, so war es denselben sogleich anzusehen; ihr lebhafter und gedrungener Stil wurde matt und weitschweifig, und Corbinelli sagte zu ihr: sie höre alsdann auf, Geist zu haben.

Die Marquise war nicht schön, sie hatte aber eine von den Gesichtsbildungen, welche durch tausend kleine Annehmlichkeiten gefallen, die nicht zu beschreiben sind. Ihre Augen waren klein und feurig, ihre Stirn etwas hoch, ihr Mund platt, ihre Haare blond und dicht. Ihr Teint war ausnehmend schön; sie hatte eine angenehme Stimme und ein sehr feines Gehör. Ein Vaudeville angenehm zu singen, gelang keinem so gut, wie ihr.

Sie war gern bei Leuten, die sich ihrer natürlichen Munterkeit ohne Zwang überließen, und sagte: daß sie nichts so sehr fürchte, als

Leute, die alle Tage Witz haben. Sie selbst aber war voller witziger Einfälle, von denen man sich kaum genung zu erzählen wußte.

Als der Streit zwischen Boileau und Perrault über die Alten und Neuern begann, sagte sie: „Die Alten sind schöner, aber wir sind artiger.“

Von den Verliebten sagte sie: „Man muß ihnen etwas zu gute halten, wie den Leuten, die ihrer Sinne nicht mächtig sind.“

Die Duchesse Mazarin und der Connetable Calonne reisten durch Arles, und hatten einige kleine Kistchen mit Juwelen bei sich. Die Frau von Sevigne', welche sie bei ihrem Schwiegersohne besuchten, sah, daß ihre Wäsche ziemlich schmuzig war; sie schickte ihnen daher noch denselben Abend ein Dutzend Hemden nebst einem Billet, das sich anfing: „Sie reisen wie Romanhelden; eine Menge von Edelsteinen, und keine weiße Wäsche.“

Ninon Lenclos.

Die einzige Tochter eines gewissen Mr. de Lenclos, der seiner Tapferkeit, die er als Soldat in mehrern Feldzügen bewiesen hatte, ungeachtet, ohne dieselbe ganz unbekannt geblieben seyn würde, wurde Ninon im Jahr 1615 zu Paris geboren, der einzige Gegenstand der Liebe einer zärtlichen Mutter, die, bei ungemein viel Herzensgüte, einen sehr beschränkten Verstand und viel Hang zu gottesfürchtiger Einsamkeit besaß. Sie war ungemein bemüht, ihrer Tochter einen Geschmack an dem frommen, stillen Leben, dem sie sich gewidmet hatte, beizubringen, allein vergebens. Ninon hatte keine Lust daran, zu beten, zu fasten, Messe zu hören, ja sie bekam eine solche Abneigung gegen diese Andachtsübungen, daß sie denselben entschlüpfte, wo sie nur konnte, und wenn ihre Mutter glaubte, sie lese Erbauungsbücher, las sie, selbst in der Kirche, nur Romane und Schauspiele.

Der Vater hingegen wollte sie zu einem liebenswürdigen Mädchen bilden, und in ihr zartes Herz die Eindrücke der Philosophie graben, welche ihn seine Sitten und seine Denkungsart für die wahre Weisheit erkennen ließen. Er suchte sie für den gesellschaftlichen Umgang zu bilden und ihre Unterhaltung angenehm zu machen. Auf eine geschickte Art wußte er seine Lehren nach ihrem Verstande, so wie derselbe wuchs, einzurichten, und unterrichtete sie selbst in der Musik so wohl, daß sie die Laute vortrefflich spielen lernte. Im zwölften Jahre hatte sie schon alles gelesen, was Montaigne und Charon geschrieben hatten, konnte sich und andern von dem Gelesenen Rechenschaft geben, und wie gut sie die Lehren ihres Vaters anzuwenden wußte, bewies ihr Umgang; er gefiel, und wurde gesucht.

Von ihrem Vater in die ausgelesensten Gesellschaften geführt, wurde sie bald der Reiz und die Seele derselben; man hatte in denselben noch nicht so viel Anmuth, mit so viel Geschmack verbunden, erblickt. Ihre Reize vermählten sich mit den liebenswürdigsten Geschicklichkeiten, und wenn sie sang und wenn

sie auf der Laute spielte, waren alle Zuhörer nur Gefühl und Ohr. Ihre Seele entwickelte sich im Klange der Harmonie, und das Gefühl selbst sprach unter ihren Fingern. Kein Weib kam ihr darin gleich, alle blieben hinter ihr. Sie wurde für die größte Tänzerin ihrer Zeit gehalten.

So ausgerüstet, prangte Ninon in den glänzendsten Zirkeln, als ihre Mutter, und ein Jahr darauf *) ihr Vater starb. Ihre Mutter hatte ihr ihren Segen unter tausend frommen Wünschen gegeben, ehe sie schied, und ihres Vaters letzte Worte an sie, als sie an seinem Sterbebette saß, zeigen die Gesinnungen und Richtschnur seines Lebens. Er drückte ihr die Hand und sagte:

„Du siehst, liebe Tochter, daß alles, was in diesem Augenblicke mir übrig bleibt, nur eine traurige Erinnerung an die Vergnügungen ist, die jetzt mich fliehen. Die Freuden meines Lebens konnten nicht ewig dauern, und das ist das einzige, worüber ich mit der Natur zürne. Doch was klage ich, da ich scheiden muß? Du, die du noch zu leben hast,

*) 1631.

benutze die kostbare Zeit, und sey niemals über die Zahl deiner Vergnügungen verlegen, sondern nur bei der Wahl derselben gewissenhaft."

Ninon empfing seinen letzten Seufzer, und drückte ihm weinend die Augen zu.

Sechszehn Jahr alt, war sie sich nun selbst überlassen, und mit einem kleinen jährlichen Einkommen von achttausend Livres richtete sie sich ein, so gut sie konnte. Es wurden ihr mancherlei Anträge gemacht, aber alle schlug sie aus, erklärte, sie liebe ihre Freiheit und werde sich nie verheirathen. Sie hatte ein Haus in Paris, und bewohnte zuweilen das Landhaus eines Freundes auf einem Dorfe.

Die Vorzüge ihres Verstandes erhöhten die Reize, womit die Natur sie beglückt hatte. Sie besaß eben keine glänzende Schönheit, aber alle Reize derselben; über ihre ganze Person war eine ungemeine Anmuth ausgegossen. Sie hatte eine weiße, feine Haut, ein länglich rundes Gesicht, und wenn sie lächelte, einen sehr schönen Mund. In großen Kreisen rollten ihre schwarzen Augen, in denen Verlangen und Schüchternheit verbunden thronten, in lebhafter Beweglichkeit; ihr Blick war

frei und offen; der Ton ihrer Stimme entzückte; ihr Geist, die Anmuth ihrer Bewegungen vollendeten die Bezauberung aller, die sie umgaben. Nur für die Liebe schien sie zu leben, aber sie entehrte nie dieses lebhafte Gefühl; selbst von den Händen der Liebe nahm sie keine Geschenke an. Ein sanfter, sich stets gleicher Charakter, eine eben so kluge als natürliche Redlichkeit, eine standhafte Seele, ein zärtliches, in der Freundschaft stets treues Herz, erwarben und erhielten ihr bis an ihr Ende Freunde, die von ihren Verdiensten bezaubert wurden, so wie ihre Liebhaber von ihren Reizen.

„Ich habe von Kindheit an — sagte Ninon — über die ungleiche Vertheilung der Eigenschaften unter Männern und Weibern nachgedacht; ich sah, daß man uns nur nichtsbedeutende Sachen überließ und daß die Männer sich allein das Recht auf wesentliche Dinge anmaßten, und von diesem Augenblicke an beschloß ich, ein Mann zu werden."

Es war jedoch gewiß nur eine Art von Unabhängigkeit und eine gewisse Freiheit im Denken und Handeln, die sich über den Zwang,

der ihrem Geschlecht ziemt, hinwegsetzten, die ihr bei dieser Umwandlung gefielen.

Sie sagte einst, sie habe stets zu Gott gebetet: „Lieber Gott! mache aus mir einen ehrlichen Mann, nie eine ehrliche Frau.“

So lange ihr Geschmack blieb, liebte sie aufrichtig und treu; verschwand aber dieser, was sich sehr leicht und gewöhnlich ereignete, so wurde sie ungetreu, und nichts war mehr von ihr zu erhalten. Sie gestand das aber ihren Liebhabern mit einer so angenehmen Freimüthigkeit, daß diese nie das Herz hatten, sich darüber zu beschweren.

Ihr erster begünstigter Liebhaber, Graf Coligny, war einer der schönsten Männer der Monarchie, hatte Witz, Verstand, und hundert Eigenschaften, die ihm die Liebe jeder Dame versichern konnten. Er liebte Ninon mit außerordentlicher Zärtlichkeit, und wurde eben so zärtlich von ihr wieder geliebt. Beide versprachen sich ewige Treue und Liebe.

Dahin schwebten sie, entzückt, im seligsten Rausche des Genusses beglückter Liebe, gaben und nahmen, was sie Süßes geben und nehmen konnten, und verloren, mitten in der zärtlichsten Begeisterung, dieselbe selbst. Zu-

erst fand sich Ninon selbst wieder. Der Rausch war vorüber, der angenehme Traum entfloh. Beide kamen zu sich; und erkannten die Liebe an ihren Wirkungen.

Ninon konnte dieser Leidenschaft keine Ehrfurcht abgewinnen, sie sah in ihr nur eine blinde, maschinenmäßige Regung, welche die Menschen nach den neuen Regeln des ziemenden Wohlstandes sich willkührlich vorschrieben, indem sie von der ersten Einfalt abwichen, um dieselbe dadurch gleichsam zu adeln. Die metaphysische Liebe, welche die Einsicht des Geistes eben so wenig als das Gefühl des Herzens erreicht, war ihr ein bezaubertes Schloß, dessen Eroberung eine unauflösbare Bezauberung unmöglich machte, und da sie nicht Muth genug haben mochte, dieses Abentheuer zu bestehen, so wollte sie, wie sie sich ausdrückte, der Liebe die Larve abreissen, und behauptete triumphirend, das Ende des Knauls der Verwirrungen gefunden zu haben:

„Die Liebe ist nur ein gewisser Geschmack der Sinne, ein blindes Gefühl, welches kein Verdienst in dem erweckten Gegenstande voraussetzt, oder denselben zu einer Erkenntlichkeit

verbindet; sie ist nur ein Wahn, dessen Dauer nicht von uns abhängt, der dem Ueberdrusse und der Reue unterworfen ist."

Diese Entdeckung schien ihr ganz natürlich zu seyn. Sie glaubte ganz deutlich zu sehen, eine Leidenschaft, wie die Liebe, wirke auf die Menschen nur nach Maßgabe ihrer Temperamente, ihres Eigennutzes, und nach einem vorgefaßten Wahne, ohne daß sie, an und für sich selbst, etwas anderes sey, als eine verschleierte Begierde, feurig nach dem Besitze trachtend, ohne welchen sie nicht bestehe, und nach welchem sie wieder verschwinde, wie ein körperliches Feuer ohne Nahrung.

Die Gleichheit des Geistes und der Empfindung machte ihre Bekanntschaft mit der damals berühmten Marion de Lormes, eine Freidenkerin in der Liebe, eben so wie sie, noch reizend bei schon hohen Jahren, geliebt bis an ihren Tod, und selbst vom Kardinal Retz geschätzt vieler guten Eigenschaften wegen. Diese Dame und Ninon wurden Freundinnen, verbanden sich unzertrennlich, und billigten gegenseitig selbst die Wahl ihrer gemeinschaftlichen Freunde. Die berühmtesten Männer jener Zeit fanden sich bei beiden ein, und die

Vornehmsten des Hofes bewarben sich um ihre Freundschaft. Die Gelehrten jener Zeit, ein Saint Evremont, Desbarreaux, Elbene, Sarazin, Chateauneuf, Boisrobert, Desyretaux, nannten sich ihre Freunde und Bewunderer; Scarron, Rochefoucault und Moliere waren die Seele dieser ausgezeichneten Gesellschaft.

Ninon hatte ihrem glücklichen Liebhaber Coligny gestanden, daß die Stunden der Leidenschaft vorüber wären, indem sie ihn belehrte, Pflichten und Regeln der Liebe wären unter beiden Geschlechtern gleich, man dürfe in diesem Punkte von ihr nicht mehr als von den meisten Männern erwarten, und daß sie alle nur ihr mögliche Treue für eine weit reinere Empfindung, für die Freundschaft, aufbewahre. Diese Freundschaft war es auch, die sie in ihrem ganzen Leben weit berühmter gemacht hat, als die Liebe.

Der berühmte Feldherr Prinz Condé war von den Reizen und Geistesgaben der schönen Ninon durchdrungen, und trieb seine Aufmerksamkeit gegen sie so weit, daß er, wenn er ihr begegnete, seinen Wagen halten ließ und sie vor ihrer Wagenthür grüßte. Er mischte sich auch unter die Zahl ihrer An-

beter, und erklärte ihr seine Liebe. Ninon fand sich nicht wenig geschmeichelt, doch mußte sie bemerken, er sey ein größerer Held, als Liebhaber, und rief einst aus:

„Ach mein Prinz! wie tapfer müssen Sie seyn!“

Der Großprior von V** war nicht glücklich bei der zärtlichen Ninon; umsonst bestürmte er sie mit Bitten, Briefen und Versen. Er konnte ihrer Empfindung kein Mitleid abgewinnen, und mußte alles verloren geben. Sich zu rächen, ließ er auf ihrer Toilette ein Epigramm zurück:

Die Flammen sind verlöscht, und meine Thränen schwinden;
Wie konnt' ich Liebe doch für schwachen Reiz empfinden!
Nur meine Liebe lieh Dir Anmuth und Entzücken;
Sie flieht, und keinen Reiz kann ich an Dir erblicken.

Ninon war nicht beleidiget, sie lächelte, und beantwortete dieses Epigramm mit einem andern, in welchem sie die Endreime des seinigen und seine eigenen Ausdrücke beibehielt:

Die Flammen sind verlöscht, und Deine Thränen schwinden?
Die Liebe kann nichts mehr für schwachen Reiz empfinden?
Und Deine Liebe nur lieh Anmuth und Entzücken?
Warum konnt' ich an Dir von allem nichts erblicken?

Der große Mann, der damals lebte, der Kardinal Richelieu, war bei Ninon auch nicht glücklicher. Ehrfurcht und Bewunderung konnten ihr keine Liebe einflößen; sie ergab sich nur der Liebe.

Der Kardinal hatte bei allen seinen Staatsbeschäftigungen nie den Vergnügungen seines Herzens entsagt. Er regierte den Staat, lag den Wissenschaften ob, und widmete täglich einige Augenblicke seinen Liebeshändeln. Allein er war in der Kunst zu gefallen nicht immer glücklich.

Auf dem Lustschlosse des Kardinals zu Ruel veranstaltete der Abbe' Boisrobert ein Zusammentreffen desselben mit Ninon und ihrer Freundin Marion de Lormes, die ganz entzückt waren, einen Mann zu sehen, der die Augen von ganz Europa auf sich zog. Auf diese Bekannt-

schaft folgten die galantesten und kostbarsten Lustbarkeiten. Aber Ninon konnte, durch dieselben geblendet, ihrem Herzen, oder nur ihren Empfindungen für den Kardinal nichts abgewinnen, und der große Liebhaber seufzte vergebens.

Ein wenig unwillig darüber, widmete nun der Unerhörte seine Verehrung der liebenswürdigen Marion, aber gleichfalls vergebens, denn diese, welche damals eben den bekannten Dichter Desbarreaux liebte, blieb diesem getreu, und schlug selbst ein Geschenk von 50,000 Thalern aus, welche Ninon ihrer Freundin in des Kardinals Namen anbieten mußte.

Ninon beglückte eben damals den Marschall d'Estrees und den Abbe' Deffiat mit ihrer Zärtlichkeit und Liebe, als sie sich in einen mißlichen Zustand versetzt sah. Die Liebhaberin sollte nun zur Mutter werden. Unter den Liebhabern entstand ein Streit über das Glück der Vaterschaft, den Ninon nicht entscheiden konnte. Die Würfel mußten entscheiden. Das Glück erklärte sich für das Kind, welches dasselbe dem Marschall zusprach, der es erziehen ließ und stets mit väterlicher

Sorgfalt liebte. Unter dem Namen des Ritters de la Boissiere wurde dieser Sohn der schönen Ninon bekannt, und starb zu Toulon in einem hohen Alter *), als Seekapitain, ein Mann von Talenten und Geschmack, als großer Liebhaber und Kenner der Musik bekannt. Das Glück, in welchem die Mutter ihren Sohn leben sah, erlaubte ihr niemals, die Schwachheit zu bereuen, der er das Leben zu verdanken hatte.

Der Marquis de Villarceaux war der Glückliche, dem Ninon am längsten getreu blieb. Seine Eigenschaften gewannen ihrem Wankelmuthe eine Art von Beständigkeit ab, über welche sie sich selbst kaum genug zu verwundern wußte. Drei Jahre lang, während den Verwirrungen unter der Minderjährigkeit Ludwigs des Vierzehnten, hielt die schöne Freidenkerin sich bei ihrem Liebhaber auf dem Lande auf. Die Gemalin des Marquis war über diese Verbindung Ihres Gemals mit einer so gefährlichen Nebenbuhlerin außer sich. Ihren Zorn zu befriedigen, beging sie tausend Thorheiten, und Ninon behielt, wenn auch

*) Im Jahr 1732.

nicht die Billigen, doch immer die Lacher auf ihrer Seite.

Die bekannte Madame Scarron war damals die Vertraute der geliebten Ninon, die jedoch sehr zur Unzeit einer jüngern Dame ihre Heimlichkeiten anvertraute, und sie sogar zu sich nahm und ihrem Liebhaber als eine Freundin vorstellte. Wo sie zu gewinnen glaubte, verlor sie. Die Vertraute raubte ihr das Herz ihres Liebhabers. Der geliebte Marquis warf sich in die Arme der jungen, artigen Frau, und wurde der betroffenen Geliebten ungetreu.

Die Untreue ist furchtsam. Die Glücklichen entzogen sich den Blicken der Hintergangenen, deren Gegenwart ihnen nach und nach so beschwerlich wurde, daß man sie auf jede mögliche Art zu entfernen suchte. Da wurde Ninon aufmerksam, forschte nach, und sah, was geschehen war und geschah. Sie mußte Beiden vergeben, und das that sie. Sie benahm ihrer Freundin die Furcht, und dem Marquis die Bestürzung. Es fehlte weiter nichts, als die Rolle zu wechseln und die Vertraute ihrer Vertrauten zu werden, und sie wurde auch das; so sehr war sie Philosophin.

Aber die Stelle des Marquis mußte ersetzt werden, und sie wurde ersetzt.

Ein Herr von Gourville war der Glückliche, den Ninon mit ihrer Gunst beehrte, und ganz glücklich träumte er sich im Besitze ihrer Liebe, als er wegen seiner Anhänglichkeit an den Prinz Conde genöthiget wurde, Paris zu verlassen.

Vor seiner Abreise mußte er einen Entschluß fassen, sein Geld sicher unterzubringen. Dieß that er, und um ganz sicher zu gehen, vertraute er die eine Hälfte seines Kapitals von 10,000 Thalern dem Grand-Penitencier, die andere seiner Geliebten an.

Als die Umstände ihm erlaubten, zurückzukehren, eilte er zu dem Priester und bat um die Zurückgabe des ihm anvertrauten Geldes; dieser aber antwortete: man wisse nichts von dem Gelde, von welchem er spreche, und kenne nur solches, das man unter die Armen vertheile, welcher Pflicht auch nachgelebt worden sey. — Er mochte sich beklagen, mochte betheuern, einwenden und sich ärgern, wie er wollte, es half alles nichts; man setzte ihm nur eine zum Verzweifeln unempfindliche Gelassenheit, das allerbußfertigste Gesicht und das

äußere Ansehen der strengsten Rechtschaffenheit und Redlichkeit entgegen. Endlich wurde man beleidiget, man drohte, und die Klugheit rieth Herrn von Gourville, sich zurückzuziehen und seinem Rechte und seiner Forderung zu entsagen.

Das, was er von diesem frommen Manne erfahren hatte, machte ihn furchtsam, sich einer ehemaligen Geliebten zu nahen, die kein Mensch fromm nannte. Er wollte lieber nicht zu ihr gehen, als gezwungen seyn, eine Person, die er so sehr geliebt hatte, zu hassen.

Ninon aber erfuhr kaum, er sey wieder in Paris, als sie ihm schrieb, sie wundere sich sehr, ihn noch nicht gesehen zu haben, und ihn bat, er möge eilen, sie zu umarmen.

Er kam. Sie kam ihm entgegen, eilte in seine Arme, und rief aus:

Ach Gourville! es ist mir in Ihrer Abwesenheit ein großes Unglück begegnet."

Gourville erschrak über diesen Empfang so sehr, daß er sich nicht getraute, die Augen aufzuschlagen, indem er bei sich selbst seufzte: Auch hier ist mein Geld verloren! — Ninon, die seine Verwirrung sich nicht erklären konnte, fuhr fort:

„Ich beklage Sie, wenn Sie mich noch lieben. Diesem Unglück kann nicht wieder abgeholfen werden. Ich habe die Neigung, die ich zu Ihnen hatte, verloren, aber das Andenken nicht; und hier sind die 10,000 Thaler, die Sie mir bei Ihrer Abreise anvertraut haben. Nehmen Sie das Geld wieder zu sich, aber begehren Sie nicht mehr ein Herz von mir, das ich jetzt nicht verschenken kann. Es ist mir für Sie nichts weiter übrig geblieben, als die aufrichtigste Freundschaft."

Herr von Gourville war außer sich, beruhigte sich aber bald wieder, von so viel Aufrichtigkeit und Redlichkeit überrascht, küßte die Geliebte als Freundin, und vertraute ihr, was ihr mit dem Priester begegnet war. Ninon lächelte:

„Darüber wundere ich mich nicht, wohl aber darüber, daß auch vielleicht ich Ihnen verdächtig werden konnte. Ich frage Sie nicht, was Sie von mir gedacht haben; Sie würden mich vielleicht beleidigen, wollten Sie mir die Wahrheit sagen; inzwischen trug der himmelweite Unterschied seines und meines Standes, und unser Beider Ruf, nichts gegen mich bei."

Ihr beglückter Liebhaber, der Marquis de la Chatre, erhielt im Taumel seines Entzückens und Glücks die Ordre, zur Armee zu gehen. Er war außer sich. Ninon suchte ihn zu trösten, und versicherte ihn ihrer Beständigkeit. Er aber, der ihre Neigung zum Wechsel kannte, wollte sich von ihren Betheuerungen nicht beruhigen lassen. Ungeduldig rief Ninon aus:

„Aber, mein Gott! was können Sie weiter von mir verlangen?"

„Hören Sie an, geliebte Ninon! — antwortete der Marquis. — Sie sind, ohne Widerspruch, in tausend Stücken ein ganz außerordentliches weibliches Wesen" —

„Wozu soll dieser außerordentliche Eingang führen?"

„Was mich beruhigen soll, muß gleichfalls ganz außerordentlich seyn."

„Nun, Marquis! Was könnte das seyn?"

„Ich will zu meinem Glücke etwas mehr als die Liebe selbst angewendet sehen."

„Was?"

„Ich verlange, daß Sie mir einige Worte aufsetzen, mit welchen Sie mir unverbrüch-

liche Treue versprechen; diese will ich Ihnen selbst, in der allerheiligsten Form menschlicher Versprechungen, in die Feder dictiren. Eher verlasse ich Sie nicht, bis Sie mir dieses Pfand Ihrer Beständigkeit gegeben haben, denn ich kann sonst durchaus nicht ruhig seyn."

Ninon mochte ihm vorstellen, was sie wollte, er blieb bei seiner Forderung; sie mußte ihm endlich das verlangte schriftliche Versprechen geben, und der Marquis eilte zur Armee.

Aber Ninon konnte nicht lange ohne Liebhaber seyn, und alles, was sie thun konnte, war, in den Armen eines neuen Liebhabers auszurufen:

„Ach! — Ach! das gute Zettelchen, das la Chatre hat!"

Die zärtlichen Bitten des Liebhabers erhielten den Schlüssel zu diesem geheimnißvollen Ausrufe, und bald war die Anekdote so allgemein bekannt, daß das Zettelchen des la Chatre zum Sprichwort bei allen Dingen wurde, auf die man sich keine Rechnung zu machen hatte.

Als Ninon dieß erfuhr, war sie nicht ganz gleichgültig dabei, und wurde gegen die

Unbedachtsamkeit ihres Liebhabers aufgebracht. Er warf sich aber vor ihr nieder, jung, reizend, schön, und bittend, sollte sie ihm nicht vergeben? Sie erinnerte sich des Unwillens, den sie wider ihn gehabt hatte, nicht eher, als bis der Liebhaber wieder von ihr ging. Sie lief ihm nach und rief ihm oben an der Treppe zu:

„Herr Graf! wir sind noch nicht ausgesöhnt."

Dergleichen Geschichten brachten den Namen der zärtlichen Ninon in die Liederchen und Gassenhauer, die damals in Paris im Umlaufe waren, und zogen ihr manches Epigramm zu. Sie aber blieb, wie sie war.

Die Königin hörte nach und nach so viel von ihr sprechen, daß sie beschloß, sie in das Kloster der Neujungfrauen zu schicken, allein der berühmte Batru stellte ihr vor, Ninon sey weder eine Jungfer, noch eine Reuige. Sie schickte also einen Gefreiten von der Leibwache zu ihr und ließ ihr befehlen, sich ein Kloster zu wählen, in welches sie sich begeben solle. –

Ninon gab dem Ueberbringer dieses Befehls zur Antwort: daß sie die Güte des

Hofes dankbar erkenne, der ihr diese Wahl lasse, und daß sie sich entschlossen habe, in das Kloster der großen Franziskaner zu gehen.

Die Königin wurde durch Ninons Freunde wieder besänftiget, und die Vielgeliebte blieb bei ihren Liebhabern.

Als die sonderbare Königin Christina von Schweden nach Paris kam *), war Ninon das einzige Weib, welche sie mit ihrem Besuche beehrte. Wie sehr müssen wir es nicht beklagen, daß das Gespräch dieser beiden interessanten Damen nicht bekannt geworden ist!

Die Königin war von dieser Unterhaltung entzückt, überhäufte Ninon mit Lobsprüchen und Geschenken, und gab sich alle Mühe, dieselbe zu überreden, mit ihr nach Rom zu gehen, wozu es aber nicht kam. Bei ihrer Abreise sagte Christina, sie habe kein Weib in ganz Frankreich gefunden, das ihr so sehr gefallen habe, als Ninon. Vielleicht war es die Aehnlichkeit der Charaktere zwischen Beiden, welche dieses Urtheil hervorbrachte. Die Kö-

*) Im Jahr 1656.

nigin lachte sehr über einen Ausdruck der witzigen Ninon, da sie von den Precieusen sprach, und sie die Jansenisten der Liebe nannte.

Der Graf Fiesko schenkte der flüchtigen Ninon nicht das Vergnügen, mit ihm zu brechen, denn er brach selbst mit ihr, und überließ sich einer neuen Liebe, doch war er so delikat, ihr das nicht zu sagen, sondern er schrieb es ihr. Den Brief erhielt Ninon bei der Toilette. Der Inhalt desselben traf sie so stark, daß sie eine Scheere ergriff, und mit dem Vorsatz, niemand mehr zu gefallen, sogleich die Hälfte ihrer schönen Haare abschnitt, sie dem Kammerdiener des Grafen gab, und zu ihm sagte:

„Diese Haare bringe er seinem Herrn und sage er, dieß sey meine Antwort.“

Der Graf fühlte das ganze Gewicht dieser Antwort, eilte zu ihr, suchte sie zu beruhigen, und versicherte sie aufs neue seiner Liebe.

Sie wurde nicht alt, verlor nichts von ihren Reizen, und blieb immer geliebt.

Sie hatte ihr 56stes Lebensjahr angetreten, als der junge Graf Sevigne' sich in

sie verliebte. Keine Vorstellungen seiner (auch als Schriftstellerin bekannten) Mutter und seiner Freunde konnten ihn davon abbringen. Er war schön, liebenswürdig, und wurde bald erhört, und da sie wußte, daß er von der berühmten Schauspielerin Champmele geliebt wurde, verlangte sie von ihm, ihr die Briefe zu überliefern, die er von ihr erhalten hatte, und bekam sie. Was thut die Eifersucht nicht! Ninon wollte dieselben dem Liebhaber der Champmele in die Hände spielen, der gewohnt war, in solchen Fällen auf ganz gemeine Art Rache zu nehmen. Aber Frau von Sevigne', der ihr Sohn diese Schwachheit gestand, drang darauf, es nicht dazu kommen zu lassen. Er schämte sich des grausamen Opfers, entlockte der zärtlichen Ninon theils mit List, theils mit Gewalt die Briefe wieder, und verbrannte sie.

Der Liebeshandel, der so ernsthaft anfing, dauerte aber dennoch nicht lange, und Beide wurden sehr bald wieder frei. Wir danken dieser Bekanntschaft die Briefe der geliebten Ninon an ihren lieben Grafen Sevigne'. Noch einige Zeit lebte er als Freund in ihren Zirkeln, verschwand endlich aber auch aus diesen.

und Ninon schonte ihn nun nicht mehr: „Er ist, sagte sie, ein Mensch, der nicht definirt werden kann. Seine Seele ist von Brei, sein Körper von nassem Papier, und ein Herz hat er von einem mit Schnee fricassirten Kürbis.“ Von der neuen Geliebten des Grafen aber sagte sie: „Es gleiche dieselbe dem Frühlingsliede in der Schenke, wie ein Ei dem andern.“

Der damalige König unter den geistlichen Rednern Bourdaloue, (der große Pfau, wie Madame Sevigné ihn nannte,) stand damals in einem solchen Ansehen und Rufe, daß Ninon auf den sonderbaren Einfall kam, zu erfahren, ob dieses Mannes Herz so rein wie seine Beredsamkeit sey. Sie hatte in ihren Fesseln fast alle große Männer und Helden ihrer Zeit gehalten; Bourdaloue verdiente es, diese Liste zu vermehren.“

Sie stellte sich krank, und ließ ihn bitten, sie zu besuchen.

Er kam, und sah ein mit aller möglichen Kunst, die verführerische Buhlerei an die Hand geben kann, geschmücktes Weib, das ihn auf eine Art empfing, die einem solchen Manne ganz ungewohnt seyn mußte, ja, nicht einmal

bekannt seyn konnte. Er sah indessen doch wohl ein, wohin man ihn haben wollte, und sagte, indem er schnell wieder davon ging:

„Ich sehe, daß der Sitz Ihrer Krankheit nur in Ihrem Herzen und Gemüthe ist, und was Ihren Körper anbetrifft, so scheint derselbe vollkommen gesund zu seyn. Ich bitte den großen Seelenarzt, daß er Sie heilen möge!"

Der P. d'Orleans, ein Jesuit, sagte einst in Gesellschaft zu Ninon, die einige Glaubensartikel sehr unglaublich fand:

„Bringen Sie nur, bis Sie überzeugt sind, Gott ihren Unglauben dar."

Ninon dachte in Ansehung der Religion sehr frei, und dennoch, weil sie oft von Launen und Widersprüchen ganz zusammengesetzt war, ging sie in ein Kloster; aber es kostete ihrem Freunde St. Evremont nur wenig Mühe, sie zu bereden, dasselbe wieder zu verlassen. Sie kam wieder in die Welt zurück, und lebte geliebt und verliebt, wie zuvor.

Der Marschall Choiseul vermehrte die Anzahl ihrer Liebhaber, sie aber seufzte: „Er ist ein sehr ehrwürdiger Herr, aber er macht mir niemals Lust, ihn zu lieben." —

Er drang weiter in sie, und wurde so zärtlich, daß Ninon ausrief:

„Ach Himmel, wie viel Tugenden machst du mir verhaßt!“ *)

Der Marschall merkte wohl, er müsse einem Glücklichern weichen, und so war es auch; Ninon, (die jetzt nicht mehr so ganz delikat wie ehemals war,) liebte damals den Tänzer **Pecourt** mit so ungemeiner Auszeichnung, als habe sie an ihm eine der größten Eroberungen gemacht.

Choiseul traf ihn einst bei ihr an, in einem Kleide, das eine Art von Uniform vorstellte. Nach einigen ironischen Bemerkungen fragte ihn der Marschall spöttisch, bei welchem Corps er diene?

„Monseigneur! — antwortete Pecourt in eben diesem Tone; — ich commandire ein Corps, bei welchem Sie schon lange dienen.“ **)

---

*) Ein Vers, den Racine der Cornelie sagen läßt, indem sie den Cäsar verläßt:

Ah ciel! que de vertus vous me faites hair!

**) Der Doppelsinn liegt in dem Worte Corps, welches Pecourt so lakonisch zu stellen wußte: „Je commande un Corps, où vous servez depuis long tems.“

Die Natur, die an Ninon alle Gaben, welche sie sonst so ungleich unter die Weiber vertheilt, verschwendet hatte, behielt ihr noch ein äußerst seltenes Geschenk vor. In einem Alter von mehr als 60 Jahren erweckte diese noch immer Schöne die feurigsten Triebe, und besonders eine traurige Leidenschaft, die sie ihres zweiten Sohnes, der sie so sehr liebte, beraubte, und ihr Herz mit dem unnennbarsten Schmerz erfüllte.

Als sie den Marquis Gersay liebte, wurde sie zum zweiten Male Mutter eines Sohnes, den dieser unter dem Namen Ritter de Villiers erziehen ließ. Seine Herkunft war ihm stets ein Geheimniß geblieben, und als er erwachsen war, fand er Zutritt in Ninons Hause. Von Natur sehr empfänglich, konnte er den Reizen seiner Freundin, wie sie sich nannte, nicht widerstehen.

Ninon bemerkte die Liebe des Ritters, ohne sich darüber zu beunruhigen, weil sie dieselbe nur für eine flüchtige Wallung hielt, die sich wieder verlieren würde. Aber sie kannte seinen ungestümen Charakter nicht. Eines Tages warf er sich vor ihr nieder und that ihr die zärtlichste Liebeserklärung. Ninon hieß ihn

ganz kalt aufstehen, und antwortete: Er sey zu jung, um mit ihr von Liebe zu sprechen, und sie zu alt, ihn anzuhören. Er drang aufs neue in sie, betheuerte ihr, daß er sie anbete, und daß er vor Gram sterben werde, wenn sie ihm gleichgültig begegnen würde. Sie wurde ernsthaft, drohte ihm mit ihrem ganzen Hasse, wenn er ferner noch von Liebe mit ihr sprechen werde, und hieß ihn ihr Haus verlassen.

Der Ritter war in Verzweiflung, und Ninon so verlegen, als sie es noch nie gewesen war.

Sie entdeckte den Vorgang dem Marquis, seinem Vater. Dieser rieth ihr, ein Geheimniß zu entdecken, welches sie länger nicht verschweigen dürfe. Sie schrieb daher an ihn, und bestellte ihn in ihr Gartenhaus in der Vorstadt St. Antoine.

Er kam, fand sie im Garten, stürzte vor ihr nieder, und benetzte ihre Hand mit seinen Thränen. In einer Art von Trunkenheit versuchte er es, das Aeußerste zu wagen, als sie ihm zornig zurief:

„Halt ein, Verwegener! Es ist Zeit, das Band von deinen Augen zu nehmen. Diese

erschreckliche Liebe wird die heiligsten Pflichten nicht vernichten. Wisse, diese deine Geliebte" —

„Wer ist sie?" — fiel der Ritter ein, betroffen und mit bebender Stimme.

„Sie ist deine Mutter."

„Gerechter Gott!"

„Mein Sohn ist es, der zu meinen Füßen seufzt, und mit mir von Liebe spricht. Deinen zarten Gesinnungen wollte ich dieses verhelen; du hast es nicht erlaubt. Erkenne in mir deine Mutter, o mein Sohn! und vergieb mir, daß ich dir das Leben gegeben habe."

Während der Zeit, daß Ninon, in Thränen schwimmend, ihn fest an sich drückte, schien er ohne Leben zu seyn. Blaß, zitternd und halb todt, spricht er kaum einmal den süßen Namen Mutter aus. Er verabscheut sich selbst, aber sein Herz klopft immer noch laut ihm strafbare Wünsche zu. Er blickt noch einmal seine Mutter an, schlägt die Augen nieder, seufzt, reißt sich von ihr los und eilt davon.

Im Bosket zieht er den Degen, stürzt sich in denselben und sinkt auf das Blut, das seiner Wunde entströmt.

Bestürzt bleibt Ninon zurück, faßt sich, eilt ihm nach, und findet ihn in seinem Blute liegen. Das grausame Schicksal wollte zu ihrem Unglück noch die Grausamkeit fügen, ihn sterben zu sehen.

Zu spät kam ihre Hülfe. Seine brechenden Augen blickten nach ihr, er bewegte die Lippen, wollte sprechen und konnte nicht. Mit einem Seufzer entfloh seine Seele.

Das Geschrei der Mutter brachte Leute herbei, die sie abhielten, nicht Hand an sich selbst zu legen.

Dieses schreckliche Ereigniß machte die Leichtsinnige sehr nachsinnend, und mit sichtbarer Anstrengung entzog sie sich nach und nach den Freuden der Welt. Von dieser Stunde an nannte man sie die gesetzte Lenclos, da man sie sonst die leichtsinnige genannt hatte. Sie schrieb an St. Evremont:

„Es sagt mir jedermann, ich hätte weniger Veranlassung als eine andere, mich über die Zeit zu beschweren, in welchen Stücken es auch sey; allein, würde mir ein solches Leben vorgeschlagen, ich wollte mich lieber erdrosseln.“

Da sie immer interessant und stets liebenswürdig war, so mußte sie auch in Verhältnisse

kommen, in denen sie bis an's Ende ihres Lebens Augenblicke hatte, wo sie sich, aller Ueberlegung ungeachtet, (wenn sie welche hatte,) von unmäßiger Erkenntlichkeit hinreißen ließ.

Der Abbe' Chaulieu, der sie liebte, sagte: die Liebe habe sich selbst in die Runzeln ihrer Stirn versteckt.

Vergebens bemühte Chapelle sich, ihre Gunst zu erhalten, so viel er auch that und unternahm. Da er nun sah, daß alle seine Bemühungen vergebens waren, rächte er sich durch ein Epigramm:

Mit Plato, den sie stets bewundert und erhebt,
Hat sie, ihr Alter gab's, wohl gar vertraut gelebt.

Ninon lachte, und rief mit ihrem Freunde Rochefoucault aus:

„Das Alter ist die Hölle der Weiber! — Aber ich fürchte sie nicht.“

Indessen gestand sie doch, sie wünsche den Runzeln einen andern Platz, als das Gesicht.

St. Evremont sagte: Mit Ninon habe die Natur den Anfang zum Beweise gemacht, daß es möglich sey, nicht alt zu werden. In den letzten Jahren ihres Lebens selbst besaß sie

noch alle ihre Zähne, ihre Augen waren voll Zärtlichkeit und Feuer, und in ihren Blicken konnte man stets noch die Geschichte ihres Lebens lesen.

Banier, ein Sohn des berühmten Schwedischen Generals, war eine Eroberung, welche sie nach ihrem 70sten Jahre machte.

Der Abbe' Gedoyn, ein junger blühender Mann von 29 Jahren, wurde bei Ninon eingeführt, als diese schon ihr 79stes Lebensjahr überschritten hatte, und kaum sah er sie, als er sie liebte. Er gestand ihr seine Liebe, sie lächelte; er schwur, sie glaubte; er wollte ganz glücklich seyn, sie vertröstete ihn auf ihren 80sten Geburtstag; und sie hielt Wort. Als nun der Glückliche fragte: warum sie ihn habe so lange schmachten lassen, sagte sie:

„Ach mein lieber Abbe', Ihre Zärtlichkeit kann dabei nicht mehr als die meinige gelitten haben, aber ein kleiner Gran von Eitelkeit, der mir immer noch im Kopfe steckt, ist Schuld daran. Ich wollte mich gern noch in meinem achtzigsten Jahre geliebt sehen, und so glücklich seyn, Freuden verschenken zu können.

Sie blieb diesem jungen Liebhaber doch aber nur ein Jahr getreu. Er betrübte sich

sehr darüber, besuchte sie noch immer, und hörte nicht auf, sie zu lieben und hochzuschätzen.

„Die Weiber laufen der Lenclos nach, (sagte Frau de Coulanges,) wie ihr sonst andere Leute nachliefen. Wie kann es möglich seyn, daß man das Alter nach solchen Beispielen nicht hassen muß?“

Als endlich Ninon schwach und krank wurde, ließ ihr die Marquise Maintenon, (ihre ehemalige Freundin und Nebenbuhlerin, Madame Scarron,) die indessen sich bis zu einer Geliebten des Königs erhoben hatte, eine Wohnung neben der ihrigen in Versailles anbieten. Allein sie ließ ihr verbindlich danken, und bat, ihr die Freiheit zu lassen, die sie so lange genossen habe.

Sie wurde nun alle Tage schwächer, und starb endlich, nachdem sie vorher gebeichtet und die Sakramente empfangen hatte, am 17. Okt. 1706. Man sagt, sie habe in ihrer letzten schlaflosen Nacht noch diese Verse gemacht:

Nun, Hoffnung, fahre hin, schon naht der Tod sich mir;
Ich folge ihm getrost. Was soll ich länger hier?

In ihrem Testamente hatte sie dem jungen Voltaire, der ihr in seinem dreizehnten Jahre vorgestellt wurde, und der ihr sehr wohl gefiel, 2000 Franken zu Büchern vermacht.

Man beeiferte sich um die Wette, ihren Tod zu besingen, und ihre Freunde hörten nicht auf, mit Entzücken von ihr zu sprechen. Der Marquis de la Fare sagte von ihr:

„Man darf behaupten, daß sie mit einem zur Anmuth geschaffenen Geiste stets den Grazien opferte, und immer eine fruchtbare glänzende Einbildungskraft mit einer bewunderungswürdigen Beurtheilungskraft verband.“

Ihr Freund St. Evremont schilderte sie ganz charakteristisch in folgenden Versen:

L'indulgente et sage Nature
A formé l'ame de Ninon,
De la volupté d'Epicure,
Et de la vertu de Caton.

Wir haben einen Band Briefe von ihr. Aus diesen sey es uns erlaubt, einige ihrer auffallendsten Sentiments und Maximen über die Liebe, von Männern und Weibern, auszuziehen, (ohne jedoch an einer einzigen Be-

hauptung Theil zu nehmen,) und zu glauben, man wird dieselben nicht ohne Aufmerksamkeit lesen.

Die Liebe ist eben so die Nahrung des Herzens, wie die Speisen die Nahrung des Körpers sind.

Nichts macht die Liebe gefährlich, als der hohe Begriff von ihr.

In der Liebe bedürfen die Männer nur Zeitvertreib. Der Ausbruch sonderbarer Launen, eine mäßige Portion Eigensinn, ein Zwist, in welchem kein Menschenverstand ist, — das wirkt weit mehr auf sie, das bindet sie fester, als der größte Verstand und standhafteste Charakter.

Ich möchte von der Liebe sagen, was man vom Gelde sagt: sie ist ein guter Diener, aber ein schlimmer Herr.

Würden die Herzensangelegenheiten von der Vernunft geordnet, so könnte es nur eine abgeschmackte, unsinnige Liebe geben.

Die Leidenschaften zerstören wollen, heißt uns selbst vernichten wollen. Sie müssen nur geordnet werden, und dann sind sie, was die Gifte unter den Arzeneien sind.

Es giebt keine frostigere und schneller vorübereilende Empfindung, als die Bewunderung.

Unglücklich ist das Weib, das sich selbst allzu gleich ist. Ihre Einförmigkeit steckt an, und ermüdet bis zum Ekel.

Die Unruhe, die Eifersucht, die Zwistigkeiten, die Aussöhnung, die Erbitterungen sind die Nahrung der Liebe. Welch eine Zauberin ist die Abwechselung! Sie erfüllt und beschäftiget ein empfindliches Herz weit angenehmer, als die traurige Einförmigkeit.

Schönheit und Eigensinn sind Schwestern, die ihre Reize gegenseitig gefällig einander erhöhen helfen.

Die Abwesenheit, die Zeit sind Hülfsmittel, denen die stärkste Leidenschaft nicht widerstehen kann.

Die Liebe ist eine Leidenschaft, die an und für sich weder gut noch schlimm ist; nur die, welche dieselbe empfinden, geben den Ausschlag zum Guten oder Bösen.

Das Herz ist zur Bewegung geschaffen. Was wär unser Lenz ohne Liebe? Eine Krankheit. Man würde nicht leben, man würde nur athmen. Die Liebe ist unserm Herzen eben das, was die Winde dem Meere sind. Sie erregen zwar Stürme, aber sie schwellen auch die Segel, und es ist die Sache des Steuermanns, das Schiff zu leiten.

Das Bedürfniß zu lieben macht bei einem Weibe einen Theil desselben aus; die Tugend ist nur ein Ansatz an ihr Wesen.

Nie ist die Liebe stärker, als wenn man glaubt, ein heftiger Zwist habe sie geendiget. Sie verlangt Heftigkeit, und blüht unter Stürmen. Ordnung und Regelmäßigkeit graben ihr Grab.

Wer immer in den gehörigen Schranken bleibt, liebt nicht stark.

Die Liebe ist nur stark durch unsere Schwachheit.

Wir können keinen Mann liebenswürdig finden, der kaltblütig uns zu studiren sucht und nie sich hinreißen läßt.

Die Liebe ist ein wahrer Eigensinn, der selbst bei dem, der sie fühlt, nicht willkührlich ist.

Die Liebe ist fast allemal mehr das Werk unsrer Eitelkeit, als eine Frucht der Sympathie.

Die Liebe ist ein Appetit, von welchem sich kein Grund angeben läßt.

Der Liebe treu seyn, heißt seinem Vergnügen Dauer geben; den Schönen treu seyn, heißt vor Langeweile sterben wollen.

Wie viele Schritte hat ein Weib nicht schon in der Liebe gethan, ehe sie nur von der Stelle gekommen zu seyn glaubt!

Das sicherste Mittel, geliebt zu werden, ist oft dieses, daß man überzeugt zu seyn scheint, man werde schon geliebt.

Je schüchterner ein Liebhaber ist, je mehr reizt er unsern Stolz, ihm Schüchternheit einzuflößen; je höher er unsern Widerstand achtet, desto mehr Ehrerbietung fordern wir. Wie gern würden wir ihm sagen: „O! seyn Sie doch so mitleidig und trauen Sie uns nicht zu viel Tugend zu! Sie werden uns nöthigen, keine einzige Ihnen gewahr werden zu lassen."

Wir suchen nichts, als es uns zu verhehlen, daß wir darein gewilliget haben, uns lieben zu lassen.

Unbeweglich wird man uns stets finden, wenn man unsrer Eigenliebe zu nahe tritt.

Es ist das größte Unglück für die Weiber, daß sie nicht mit Gegenständen beschäftiget seyn können, die ihrer Aufmerksamkeit würdig sind; daher kömmt es, daß bei ihnen eine Leidenschaft weit gewaltsamer ist, als bei den Männern.

Die Liebe stirbt nie am Mangel, wohl aber am Ueberflusse.

Die Kunst, mit den Empfindungen hauszuhalten, ist vielleicht die einzige vernünftige Metaphysik in der Liebe.

Es steht eben so wenig bei uns, noch ferner zu lieben, als es bei uns stand, gar nicht zu lieben.

Wir betrügen uns selbst, indem wir die Männer betrügen.

Die Liebe zergliedern, heißt, sich davon heilen wollen.

Es ist mit den Krankheiten des Herzens eben so, wie mit den Krankheiten des Leibes, manche sind nur eingebildete.

Ein Weib überzeugt sich viel eher durch das, was sie errathen kann, als durch leere Worte.

Die Achtung der Männer muß uns das seyn, was ihnen unsre Schamhaftigkeit ist.

Die Ungeschicktheit der Männer rettet mehr Herzen, als die weibliche Tugend.

Gefühl ist uns eine Art von Instinkt, die uns statt der Einsicht und statt des Nach-

denkens dient; es warnt uns in der Noth, und führt uns vielleicht eben so sicher, als die erleuchtetste Vernunft.

Das Bestreben, sie zu verbergen, ist der gewisseste Beweis von dem Daseyn einer Leidenschaft.

Man fürchtet undankbar zu scheinen, und wird zärtlich.

Die Liebe des Mannes ist der Thermometer der Liebe des Weibes.

Ich glaube an tugendhafte Weiber, gesetzt, daß sie nicht, oder schlecht angegriffen worden sind; ja, ich glaube auch an welche, die recht angegriffen worden sind, alsdann aber hatten sie kein Temperament, keine Leidenschaft, oder keine ihnen verhaßte Männer.

Präsidirt bei einer Herzensangelegenheit die Ordnung, so verschwindet die Leidenschaft;

die Schläfrigkeit nimmt ihre Stelle ein, der Ueberdruß wird sichtbar, und der Ekel endiget die ganze Geschichte.

Jede Beschäftigung, die den Geist anstrengt, thut der Liebe Abbruch.

Nie ist ein Weib unbeweglicher, als wenn sie in den Armen eines begünstigten Liebhabers ihre Tugend gegen alle andere Männer befestiget.

Thorheiten sind das Wesen der w a h r e n Liebe.

So lange zwei Gesichter mit einander noch etwas auszumachen haben, kann zwischen den Weibern, denen sie angehören, keine dauerhafte Freundschaft existiren.

Ein alltägliches Weib kann nur widerstehen, ein kluges thut mehr, es wechselt in

in der Gattung des Widerstandes, und das ist die höchste Stufe der Kunst.

Die Herzen sind in der Galanterie das Geld; die Liebenswürdigen sind die Waaren, die der Gesellschaft gehören, sie sind dazu da, aus einer Hand in die andere zu gehen, das Glück Vieler zu machen.

Ein beständiger Mann ist eben so strafbar als ein Geizhals, der den Umlauf des Geldes hindert. Er bewahrt einen Schatz, der ihm nichts nutzt und den andere gut zu brauchen wissen würden.

Amor ist ein Schalk, der einen stets übel zurichtet, selbst wenn man nur mit ihm spielen will.
